



# Leseprobe

Kim Stanley Robinson  
**New York 2140**  
Roman

---

»New York 2140 ist ein Wolkenkratzer von einem Roman!« *The Guardian*

Bestellen Sie mit einem Klick für 16,99 €



---

Seiten: 816

Erscheinungstermin: 14. Mai 2018

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

New York, einhundert Jahre später. Der Meeresspiegel ist angestiegen, und die Straßen des Big Apple haben sich in Kanäle verwandelt und aus den einstigen Wolkenkratzern sind hoch aufragende Inseln geworden. Aber noch hat New York sich nicht aufgegeben. In einem Haus treffen so unterschiedliche wie ergreifende Schicksale aufeinander – Schicksale, die von der Zukunft nach dem Ökokollaps erzählen. Da ist zum Beispiel ein nimmermüder Detektiv, und da ist das Internet-Sternchen. Auf dem Dach leben die Coder. Ihr Verschwinden setzt schließlich eine Kette von Ereignissen in Gang, die das Leben aller New Yorker für immer beeinflussen werden.



### Autor

## Kim Stanley Robinson

---

Kim Stanley Robinson wurde 1952 in Illinois geboren, studierte Literatur an der University of California in San Diego und promovierte über die Romane von Philip K. Dick. Mitte der Siebzigerjahre veröffentlichte er seine ersten Science-Fiction-Kurzgeschichten, 1984 seinen ersten Roman. 1992 erschien mit »Roter Mars« der Auftakt der Mars-Trilogie, die ihn weltberühmt machte und für die er mit dem Hugo, dem Nebula und dem Locus Award ausgezeichnet wurde. Kim Stanley Robinson lebt mit seiner Familie in Davis, Kalifornien.

## *Das Buch*

Die nicht allzu ferne Zukunft: Zwei riesige Flutwellen haben New York im Laufe von hundert Jahren getroffen und die Stadt in eine Art Supervenedig verwandelt, in der man sich mit Booten statt mit Autos fortbewegen muss und die Wolkenkratzer wie Inseln aus dem Ozean ragen. Aber das New York des Jahres 2140 ist keine untergegangene Stadt, ganz im Gegenteil: Die Maschinerie dieser Metropole läuft ungehindert weiter. Auch nach der ökologischen Katastrophe ist Profit alles, was hier zählt – und das gilt nicht nur für New York, sondern für die ganze Welt, die unter den Folgen des Klimawandels leidet. Haben die Menschen nichts gelernt? Das könnte man meinen. Doch dann geschieht etwas, was die Richtung der Zivilisation für immer verändern wird. Und es geschieht in New York, der irrsinnigsten Stadt der Welt ...

Mit »New York 2140« legt Bestsellerautor Kim Stanley Robinson einen so meisterhaften wie aktuellen Roman vor – ein Gesellschaftspanorama nicht nur der Zukunft, sondern auch der Gegenwart, und ein faszinierender Kommentar zum wichtigsten Thema unserer Zeit.

## *Der Autor*

Kim Stanley Robinson wurde 1952 in Illinois geboren, studierte Literaturwissenschaft an der University of California in San Diego und promovierte über die Romane von Philip K. Dick. Mitte der Siebzigerjahre veröffentlichte er seine ersten Kurzgeschichten, 1984 seinen ersten Roman. 1992 erschien mit »Roter Mars« der Auftakt zu seiner Mars-Trilogie, die ihn weltberühmt machte und für die er mit dem Hugo, dem Nebula und dem Locus Award ausgezeichnet wurde. Zugleich hat sich Kim Stanley Robinson mit zahlreichen Texten als wichtige Stimme in der amerikanischen Umweltdebatte etabliert. Der Autor lebt mit seiner Familie in Davis, Kalifornien. Im Wilhelm Heyne Verlag sind zuletzt seine Romane »2312«, »Schamane« und »Aurora« erschienen.

Mehr zu Kim Stanley Robinson und seinen Büchern finden Sie auf:

**diezukunft.de** ▶

KIM STANLEY ROBINSON

NEW YORK  
2140

ROMAN

Aus dem Amerikanischen übersetzt  
von Jakob Schmidt

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

# INHALT

## ERSTER TEIL

Die Tyrannei der versenkten Kosten

7

## ZWEITER TEIL

Fachmännische Selbstüberschätzung

91

## DRITTER TEIL

Liquiditätsfalle

191

## VIERTER TEIL

Teuer oder unbezahlbar?

289

## FÜNFTER TEIL

Der Einsatz schraubt sich hoch

407

## SECHSTER TEIL

Migrationshilfe

507

## SIEBTER TEIL

Je mehr, desto lustiger

601

## ACHTER TEIL

Die Komödie der Allmende

711

ERSTER TEIL

---

DIE TYRANNEI DER  
VERSENKTEN KOSTEN

## a) MUTT UND JEFF

»Wer den Code schreibt, schafft den Wert.«

»Das ist nicht mal ansatzweise wahr.«

»Doch, das ist es. Der Wert wohnt dem Leben inne, und das Leben ist Code, wie bei der DNA.«

»Also haben Bakterien Werte?«

»Klar. Alles Leben will etwas und jagt ihm nach. Viren, Bakterien, bis hin zu uns.«

»Wo wir gerade davon reden, du bist wieder mal mit Kloputzen dran.«

»Ich weiß. Leben bedeutet Tod.«

»Also heute?«

»Irgendwann auch heute. Aber zurück zu dem, worauf ich hinauswill. Wir schreiben Code. Und ohne unseren Code gibt es keine Computer, keine Finanzen, keine Banken, kein Geld, keinen Tauschwert, keinen Wert.«

»Bei allen Punkten – bis auf den letzten – verstehe ich, was du meinst. Und weiter?«

»Hast du heute die Nachrichten gelesen?«

»Natürlich nicht.«

»Solltest du aber. Es gibt schlimme Neuigkeiten. Wir werden aufgefressen.«

»Das kann man immer sagen. Wie du schon sagtest, Leben bedeutet Tod.«

»Aber es ist schlimmer denn je. Es geht zu weit. Inzwischen nagen sie an unseren Knochen.«

»Das weiß ich auch. Deshalb leben wir ja in einem Zelt auf einem Dach.«

»Genau. Und jetzt machen sich die Leute sogar wegen des Essens Gedanken.«

»Das sollten sie auch. Das ist der eigentliche Wert – Essen im Bauch. Weil man Geld nämlich nicht essen kann.«

»Das sage ich doch!«

»Ich dachte, du hättest gesagt, der Code wäre der wahre Wert. Ist wohl auch kein Wunder, dass das gerade ein Programmierer sagt.«

»Mutt, pass auf. Hör mir mal genau zu. Wir leben in einer Welt, in der die Menschen so tun, als könnte man sich für Geld alles kaufen. Also dreht sich alles ums Geld, also arbeiten wir alle für Geld. Geld wird als Wert betrachtet.«

»Okay, verstehe. Wir sind pleite, das hab ich kapiert.«

»Gut, dann hör weiter zu. Wir leben, indem wir uns für Geld Sachen kaufen, auf einem Markt, der die Preise festlegt.«

»Die unsichtbare Hand.«

»Genau. Verkäufer bieten etwas an, Käufer kaufen es, und durch das Wechselspiel von Angebot und Nachfrage wird der Preis festgelegt. Das ist Crowdsourcing, das ist demokratisch, das ist Kapitalismus, das ist der Markt.«

»Ja, so läuft das eben.«

»Genau. Und es ist immer und seit jeher falsch.«

»Was meinst du mit falsch?«

»Die Preise sind immer zu niedrig, und deshalb geht die Welt vor die Hunde. Wir erleben gerade ein Massenaussterben, der Meeresspiegel steigt, das Klima verändert sich, das Essen wird knapp – all das Zeug, das nicht in den Nachrichten kommt.«

»Und alles wegen dem Markt.«

»So ist es! Und das sind keine Fehler im Marktgeschehen. Der Markt selbst ist der Fehler.«

»Wie das?«

»Dinge werden zu einem geringeren Preis verkauft, als ihre Herstellung kostet.«

»Klingt wie der Weg in die sichere Pleite.«



»Ja, und ein Haufen Geschäfte macht auch pleite. Aber diejenigen, die nicht Pleite machen, haben ihren Kram nicht etwa für mehr verkauft, als seine Herstellung kostet. Sie haben nur einen Teil der Kosten ignoriert. Sie stehen unter riesigem Druck, zu einem so geringen Preis wie möglich zu verkaufen, weil jeder Käufer die billigste Version von dem Zeug kauft, um das es gerade geht. Also sorgen sie dafür, dass ein Teil der Produktionskosten nicht bei ihnen zu Buche schlägt.«

»Können sie nicht einfach schlechter für die Arbeit bezahlen?«

»Das haben sie ja schon gemacht! Das war einfach. Deshalb sind alle bis auf die Plutokraten pleite.«

»Ich sehe immer diesen Disney-Hund vor mir, wenn du das sagst.«

»Sie pressen uns aus, bis uns das Blut aus den Augen läuft. Ich halte das nicht mehr aus.«

»Blut aus einem Stein. Sir Plutokrat, der auf einem Knochen rumkaut.«

»Der auf meinem Kopf rumkaut! Aber jetzt sind wir aufgekauft. Wir sind leer gepresst. Wir haben einen Bruchteil der tatsächlichen Herstellungskosten für unseren Kram bezahlt, und der Planet und die Arbeiter, die das Zeug herstellen, bekommen die Kosten ab, und zwar volle Kanne.«

»Aber dafür haben sie auch einen billigen Fernseher gekriegt.«

»Stimmt, damit sie sich was Interessantes ansehen können, während sie pleite herumsitzen.«

»Nur dass nichts Interessantes kommt.«

»Nun, das ist ihr geringstes Problem. Ich meine, genau genommen findet man sogar was Interessantes im Fernsehen.«

»Also, das sehe ich anders. Wir haben alles doch schon eine Million Mal gesehen.«

»Kann sein. Ich sage nur, dass schlechtes Fernsehen nicht unsere größte Sorge ist. Artensterben, Hunger, das kaputte Leben unserer Kinder, das sind alles größere Sorgen. Und es wird immer schlimmer. Das Leid der Menschen nimmt ständig zu. Wenn das so weitergeht, explodiert mir bald der Kopf, das schwöre ich dir.«

»Du regst dich nur auf, weil man uns rausgeschmissen hat und wir jetzt in einem Zelt auf einem Dach leben.«

»Aber das ist nicht alles! Das ist nur ein kleiner Teil von etwas Größerem.«

»Okay, das gebe ich zu. Und was nun?«

»Also pass auf, das Problem ist der Kapitalismus. Wir haben gute Technologie, wir haben einen tollen Planeten – und mit unseren dummen Gesetzen machen wir alles kaputt. Das ist der Kapitalismus, eine Reihe dummer Gesetze.«

»Sagen wir mal, dass ich dir da auch Recht gebe. Was können wir dagegen machen?«

»Es ist ein Regelwerk! Und zwar ein globales! Es umfasst die ganze Erde, man kann ihm nicht entkommen, wir sind alle Teil davon, und man kann machen, was man will, das System dankt nicht ab!«

»Da fehlt mir der Was-können-wir-machen-Teil.«

»Denk doch mal nach! Die Regeln sind *Codes*! Und sie befinden sich in Computern und in der Cloud. Es gibt sechzehn Gesetze, die den Lauf der ganzen Welt steuern.«

»Das kommt mir zu wenig vor. Zu wenig – oder zu viel.«

»Nein. Natürlich gibt es viele verschiedene Ausformulierungen, aber letztlich haben wir es mit sechzehn grundlegenden Gesetzen zu tun. Ich habe das analysiert.«

»Wie immer. Aber das sind trotzdem zu viele. Ich hab noch nie von den sechzehn sonstwas gehört. Es gibt acht edle Wahrheiten oder die beiden bösen Stiefschwestern. Höchstens gibt's mal zwölf von was, zum Beispiel bei Genesungsstadien oder bei den Aposteln. Aber normalerweise sind es immer einstellige Zahlen.«

»Jetzt lass das mal. Es sind sechzehn Gesetze, verteilt auf die Welt-handelsorganisation und die G20. Finanztransaktionen, Währungswechselkurse, Handelsrecht, Körperschaftsrecht, Steuerrecht. Überall gleich.«

»Ich glaube nach wie vor, dass sechzehn entweder zu viel oder zu wenig sind.«

»Ich sage dir, es sind sechzehn. Und sie sind codiert. Und man kann sie ändern, indem man den Code ändert. Was ich sage, ist: Diese sechzehn Gesetze zu verändern ist so, als würde man einen Schlüssel in einem großen Schloss drehen. Der Schlüssel dreht sich, und mit einem Mal hat man kein schlechtes System mehr, sondern ein gutes. Es hilft den Menschen, es fordert die denkbar saubersten Technologien ein, es stellt Landschaften wieder her, das Artensterben hat ein Ende. Es ist global, Abtrünnige können sich ihm also nicht entziehen. Schlechtes Geld wird zu Staub, und das Gleiche gilt für schlechtes Handeln. Niemand könnte schummeln. Die Leute würden dazu *gezwungen*, gut zu sein.«

»Jeff, bitte. Du machst mir Angst.«

»Ich sag ja nur. Außerdem, was kann einem denn mehr Angst machen als der jetzige Zustand?«

»Ein Wandel? Ich weiß nicht.«

»Warum sollte Wandel einem Angst machen? Du kannst nicht mal die Nachrichten lesen, stimmt's? Weil sie einem eine Scheißangst machen!«

»Tja, außerdem habe ich keine Zeit dafür.«

Jeff lacht, bis ihm die Stirn auf den Tisch sinkt. Mutt lacht auch, weil sein Freund das so lustig findet. Aber ihre Heiterkeit ist örtlich sehr begrenzt. Sie sind zusammen, sie heitern einander auf, sie arbeiten hart, schreiben Programme für die Hochfrequenz-Börsencomputer in Uptown. Und nun, nach ein paar Rückschlägen, verbringen sie die Nächte in einem Hotello auf der zur Straße hin offenen Farmetage des alten Met Life Tower. Von hier aus liegt das überflutete Lower Manhattan wie ein Supervenedig zu ihren Füßen, ehrfurchtgebietend, wasserglitzernd, großartig. Ihre Stadt.

Jeff sagt: »Also hör zu. Wir wissen, wie man in die Systeme reinkommt, wir wissen, wie man programmiert, wir sind die besten Programmierer der Welt.«

»Oder zumindest die besten in diesem Gebäude.«

»Nein, jetzt komm schon, die besten der Welt! Und ich habe schon dafür gesorgt, dass wir an der richtigen Stelle Zugriff bekommen.«

»Wie bitte?«

»Hier, schau mal. Während dieser Sache für meinen Cousin habe ich ein paar geheime Zugänge gelegt. Wir sind drin, und ich habe die neuen Codes parat. Sechzehn Revisionen der Finanzgesetze – und einen Arschtritt für meinen Cousin. Soll die Börsenaufsicht ruhig erfahren, was er vorhat, und dann geben wir ihr gleich noch die Mittel an die Hand, um dieser Scheiße nachzugehen. Ich habe mir einen kleinen Zugang gelegt, über den ich das Alpha anzapfen und das Geld direkt aufs Konto der Börsenaufsicht verschieben kann.«

»Jetzt machst du mir wirklich Angst.«

»Schon klar, aber sieh dir die Sache doch wenigstens mal an. Ich will wissen, was du davon hältst.«

Mutt bewegt beim Lesen die Lippen. Er spricht die Worte nicht leise zu sich selbst, sondern stimuliert sein Gehirn wie Nero Wolfe, der Privatdetektiv aus den Büchern von Rex Stout. Das ist seine Lieblings-Neurobic-Übung, und er macht viele. Jetzt beginnt er, sich beim Lesen mit den Fingern die Lippen zu kneten, was ernsthafte Sorge verrät.

»Tja«, sagt er, nachdem er etwa zehn Minuten lang gelesen hat. »Ich verstehe, was du vorhast. Und ich würde sagen, es gefällt mir. Weitgehend. Dieses alte trojanische Pferd der Marke Ken Thompson funktioniert eben einfach immer, was? Wie ein Gesetz der Logik. Also, könnte Spaß machen. Jedenfalls ziemlich amüsant.«

Jeff nickt. Er drückt auf die Return-Taste und entlässt seine Programmzeilen in die Welt.

Dann verlassen sie ihr Hotello, stellen sich an die Brüstung der Farmetage und lassen den Blick Richtung Süden über die geflutete Stadt schweifen, nehmen sie mit Whitman'schem Staunen in sich auf. O Mannahatta! Unter ihnen schlängeln sich die Lichter über das schwarze Wasser. In Downtown erleuchten ein paar Wolkenkratzer die dunkleren Hochhäuser, verleihen ihnen einen geologischen Glanz. Es sieht fremdartig aus, wunderschön, gruselig.

Aus ihrem Hotello ertönt ein Piepsen, und geduckt treten sie durch die Klappe zurück in das große, rechteckige Zelt. Jeff liest etwas auf seinem Computer.

»Scheiße«, sagt er. »Sie haben uns entdeckt.«

Sie betrachten den Bildschirm.

»Allerdings Scheiße«, sagt Mutt. »Wie ist das möglich?«

»Ich weiß es nicht, aber es bedeutet, dass ich recht hatte!«

»Ist das gut?«

»Vielleicht hat es sogar funktioniert.«

»Glaubst du?«

»Nein.« Jeff runzelt die Stirn. »Ich weiß nicht.«

»Sie können das jederzeit umprogrammieren, das ist das Problem. Sobald sie es bemerken.«

»Meinst du, wir sollten abhauen?«

»Wohin?«

»Ich weiß nicht.«

»Wie du schon sagtest«, bemerkt Mutt. »Es ist ein globales System.«

»Ja, aber das hier ist eine große Stadt! Mit vielen Ecken und Winkeln, mit vielen dunklen Löchern, mit ihrer eigenen Untersee-Ökonomie und so weiter. Wir könnten untertauchen und verschwinden.«

»Wirklich?«

»Ich weiß nicht. Wir können es versuchen.«

Dann öffnet sich der große Frachtaufzug zur Farmetage. Mutt und Jeff sehen einander an. Jeff deutet mit dem Daumen Richtung Treppenhaus. Mutt nickt. Sie schlüpfen unter der Zeltwand durch nach draußen.

Um es kurz zu machen ...  
schlug Henry James vor

## b) INSPEKTORIN GEN

Inspektorin Gen Octaviasdottir, die mal wieder Überstunden gemacht hatte, saß zusammengesunken in ihrem Büro und versuchte, genug Energie aufzubringen, um sich zu erheben und nach Hause zu gehen. Ein leises Trommeln von Fingernägeln an der Tür kündigte ihren Mitarbeiter Sergeant Olmstead an. »Sean, hör auf damit, und komm rein.«

Ihre sanftmütige junge Bulldogge brachte eine Frau von etwa fünfzig Jahren herein, die Gen entfernt bekannt vorkam. Eins siebzig, eher kräftig, dichtes schwarzes Haar mit einigen weißen Strähnen. Geschäftsanzug, große Umhängetasche. Weit auseinander stehende, intelligente Augen, mit denen sie in eben diesem Moment Gen genau im Blick behielt. Ausdrucksvoller Mund. Kein Make-up. Eine Person, die es ernst meinte. Attraktiv. Aber sie sah so müde aus, wie Gen sich fühlte. Und sie wirkte verunsichert, vielleicht wegen diesem Treffen.

»Hi, ich bin Charlotte Armstrong«, sagte die Frau. »Ich glaube, wir wohnen im selben Gebäude. Der alte Met Life Tower am Madison Square?«

»Ich dachte gleich, dass Sie mir bekannt vorkommen«, erwiderte Gen. »Was führt Sie zu mir?«

»Es hat mit unserem Gebäude zu tun, deshalb habe ich darum gebeten, dass man mich zu Ihnen bringt. Zwei Bewohner sind verschwunden. Kennen Sie die beiden Typen, die auf der Farmetage gewohnt haben?«

»Nein.«

»Hm, vielleicht wollten die lieber nicht mit Ihnen reden. Obwohl sie eine Wohngenehmigung hatten.«

Der Met Life Tower war eine Genossenschaft, also gemeinsames Eigentum seiner Bewohner. Inspektorin Gen hatte ihre Wohnung

vor Kurzem von ihrer Mutter geerbt und sich bisher kaum für organisatorische Fragen rund um das Gebäude interessiert. Oft hatte sie das Gefühl, ohnehin nur zum Schlafen dort zu sein. »Also, was ist passiert?«

»Das weiß niemand. Sie sind einfach von einem Tag auf den anderen verschwunden.«

»Hat jemand die Überwachungsvideos überprüft?«

»Ja. Deshalb komme ich zu Ihnen. Am letzten Abend, an dem man die beiden noch gesehen hat, haben sich die Kameras für zwei Stunden abgeschaltet.«

»Abgeschaltet?«

»Wir haben die Dateien gecheckt. Bei allen fehlen zwei Stunden.«

»Wie bei einem Stromausfall?«

»Aber es gab keinen Stromausfall. Außerdem haben sie Reserveakkus.«

»Seltsam.«

»Fanden wir auch. Darum bin ich hier. Normalerweise hätte es Vlade, der Supervisor, gemeldet, aber ich musste sowieso her, um einen Klienten zu vertreten, also habe ich den Bericht abgegeben und anschließend um ein Gespräch mit Ihnen gebeten.«

»Gehen Sie jetzt zum Met zurück?«

»Ja, hatte ich vor.«

»Dann lassen Sie uns doch zusammen gehen. Ich wollte gerade los.« Gen wandte sich Olmstead zu. »Sean, kannst du die Unterlagen zu der Sache raussuchen und sehen, was sich über diese beiden Männer in Erfahrung bringen lässt?«

Der Sergeant nickte und sah dabei zu Boden. Offenbar gab er sich alle Mühe, nicht so auszusehen, als hätte man ihm gerade einen Knochen zugeworfen. Sobald sie weg waren, würde er sich darüber hermachen.

Armstrong ging Richtung Aufzüge und wirkte überrascht, als Inspektorin Gen vorschlug, lieber zu Fuß zu gehen.



»Ich wusste gar nicht, dass man von hier zum Met über Hochbrücken kommt.«

»Eine direkte Verbindung gibt es nicht«, erklärte Gen. »Aber man kann die von hier nach Bellevue nehmen, dann die Treppe runter, schräg über die Straße und anschließend auf der Twenty-Third Skyline nach Westen. Dauert etwa vierunddreißig Minuten. Mit dem Vapo brauchen wir zwanzig, wenn wir Glück haben, und dreißig, wenn nicht. Deshalb gehe ich die Strecke ziemlich oft. Ich kann die Bewegung gebrauchen – und wir haben die Gelegenheit, uns zu unterhalten.«

Armstrong nickte, ohne Gen damit wirklich beizupflichten. Sie schob den Gurt ihrer Umhängetasche weiter zum Hals. Gen fiel auf, dass sie die rechte Hüfte entlastete, und versuchte, sich an Einzelheiten aus den regelmäßigen Met-Bulletins zu erinnern. Vergeblich. Aber sie war sich ziemlich sicher, dass diese Frau die Vorsitzende des Genossenschaftsvorstands war, und zwar mindestens, seit Gen eingezogen war, um sich um ihre Mutter zu kümmern. Das bedeutete, dass sie schon drei oder vier Amtszeiten hinter sich hatte – in einem Job, für den sich die meisten Leute höchst ungerne freiwillig meldeten. Sie bedankte sich bei Armstrong für ihre Arbeit und fragte dann: »Warum machen Sie das schon so lange?«

»Weil ich verrückt bin, wie Sie offenbar andeuten wollen.«

»Das meinte ich nicht.«

»Tja, stimmt aber. Es geht mir einfach besser, wenn ich an etwas arbeite. Dann mache ich mir nicht so viele Sorgen.«

»Sorgen darum, wie es in unserem Gebäude läuft?«

»Ja. Eine ziemlich komplizierte Sache. Da kann alles Mögliche schiefgehen.«

»Sie meinen, dass Wasser eindringen könnte?«

»Nein, das ist größtenteils unter Kontrolle, sonst wären wir am Arsch. Man muss das im Blick behalten, aber dafür sorgen Vlade und seine Leute.«

»Er macht einen guten Eindruck.«

»Vlade macht seine Sache hervorragend. Wobei das Gebäude an sich der einfache Teil ist.«

»Die Leute also.«

»Wie immer, stimmt's?«

»Bei meiner Arbeit jedenfalls schon.«

»Bei meiner auch. Genau genommen beruhigt mich der Gedanke an das Gebäude an sich. Das kann man immerhin reparieren.«

»Auf welche Art Recht sind Sie denn spezialisiert?«

»Immigration und Gezeitenzonen.«

»Sie arbeiten für die Stadt?«

»Ja. Na ja, früher. Man hat die Einwanderungs- und Asylbehörde letztes Jahr halb privatisiert, und da bin ich mitgegangen. Jetzt heißen wir Householder's Union. Offiziell sind wir eine öffentlich-private Einrichtung, aber das bedeutet nur, dass sich keine der beiden Seiten um uns kümmert.«

»Machen Sie das seit jeher?«

»Früher habe ich mal für die Amerikanische Bürgerrechtsunion gearbeitet. Aber ja. In erster Linie für die Stadt.«

»Sie verteidigen also Einwanderer?«

»Wir setzen uns für Einwanderer und Wohnungslose ein und eigentlich für alle, die uns um Hilfe bitten.«

»Da sind Sie sicher ziemlich beschäftigt.«

Armstrong zuckte mit den Achseln. Gen führte sie zu dem Fahrstuhl im nordwestlichen Anbau des Bellevue, mit dem man runter zu der Hochbrücke kam, die auf der Nordseite der Twenty-Third von Gebäude zu Gebäude Richtung Westen verlief. Die meisten Hochbrücken verliefen nach wie vor entweder von Süden nach Norden oder von Osten nach Westen, sodass man auf dem Weg durch die Stadt Pferdesprünge machen musste, wie Gen es nannte. Seit Kurzem gab es aber auch einige höhere Brücken, auf denen man sich wie ein Läufer bewegen konnte, was Gen freute, da sie, wenn sie in der Stadt war, mit großer Leidenschaft Finde-den-kürzesten-Weg spielte. »Abkürzen« war die Bezeichnung, die manche für dieses Spiel verwendeten. Gen ihrerseits wollte sich wie eine

Dame auf dem Spielfeld durch die Stadt bewegen, immer in gerader Linie ans Ziel. In Manhattan würde das natürlich niemals möglich sein, genauso wenig wie auf einem Schachbrett; beide waren der Logik der Quadrate unterworfen. Trotzdem rief sie sich ihr Ziel vor Augen und begab sich auf der denkbar geradesten Linie dahin, ständig um Verbesserungen bemüht. Mit ihrem Armband konnte sie dabei ihren Erfolg messen. Verglichen mit ihrer sonstigen Arbeit, bei der sie viel schwerer zu fassende und hässlichere Probleme bewältigen musste, war das wunderbar einfach.

Armstrong stapfte neben ihr her, und nach einer Weile bereute Gen ihren Vorschlag. Bei diesem Tempo würden sie wohl eher eine Stunde brauchen. Sie stellte der Rechtsanwältin Fragen über das Gebäude, um sie von ihrem Unwohlsein abzulenken. Derzeit lebten etwa zweitausend Menschen im Met, sagte Armstrong. In etwa siebenhundert Wohneinheiten, von Einpersonen-Kabuffs bis zu großen Gruppenapartments. Man hatte das Gebäude nach der Zweiten Welle, in den nassen Jahren des Ausgleichs, in Wohnraum umgewandelt.

Gen nickte, während Armstrong die Geschichte des Hauses umriss. Dann erzählte sie ihr, dass ihr Vater und ihre Großmutter beide während der Flutjahre Dienst getan hatten. Es war nicht leicht gewesen, damals die Ordnung aufrechtzuerhalten.

Schließlich erreichten sie die Ostseite des Met. Die Hochbrücke vom Dach des alten Postamts führte auf der fünfzehnten Etage in das Gebäude. Während sie durch die drei hintereinander gestaffelten Türen traten, nickte Gen dem diensthabenden Wachmann Manuel zu, der gerade mit seinem Armband plauderte und leicht erschrocken aufblickte. Gen sah durch die Glastüren zurück. Die Ebbe hatte einen schwärzlich-grünen Badewannenschmutzring auf Kanalhöhe freigelegt. Darüber bestanden die Hauswände aus grünlichem Kalkstein oder Granit oder braunrotem Sandstein. Unterhalb der Hochwasserlinie hing Seetang an den Wänden, oberhalb waren sie mit Schimmel und Flechten bedeckt. Die Fenster direkt über der Wasserlinie waren mit schwarzen Gittern versehen; die

höheren hatten keine Gitter, und viele standen offen, um frische Luft reinzulassen. Es war ein milder Septemberabend, weder stickig noch brütend heiß. Ein Moment im skandalösen Wettergeschehen der Stadt, in dem man sich sonnen, den man genießen konnte.

»Diese beiden Spinner haben also auf der Farmetage gewohnt?«, fragte Gen.

»Ja. Kommen Sie doch mit hoch, und sehen Sie es sich an, wenn es Ihnen nichts ausmacht.«

Sie fuhren mit dem Fahrstuhl zu dem Gewächshaus hoch, das die gesamte offene Loggia des Met-Wolkenkratzers vom einunddreißigsten bis zum fünfunddreißigsten Stock einnahm. Überall auf dem Boden standen Pflanzenkübel, und im hohen Raum verteilt hingen grünblättrige Hydrokulturen. Die Sommerernte sah inzwischen ziemlich reif aus: Tomaten und Kürbisse, Bohnen, Gurken und Paprika, Mais, Kräuter und vieles mehr. Gen verbrachte nur sehr wenig Zeit im Gewächshaus, aber an und an kochte sie gerne, weshalb sie mindestens eine Stunde im Monat hier einlegte; dadurch hatte sie einen Mitanspruch. Der Koriander wucherte wie verrückt. Pflanzen wuchsen mit unterschiedlicher Geschwindigkeit, genau wie Menschen.

»Die beiden haben hier gewohnt?«

»Ja, drüben in der Südostecke neben dem Werkzeugschuppen.«

»Wie lange?«

»Seit etwa drei Monaten.«

»Sie sind mir nie aufgefallen.«

»Offenbar sind sie unter sich geblieben. Sie haben ihre vorige Unterkunft irgendwie verloren, also hat Vlade ihnen das Hotello aufgebaut, das sie mitgebracht haben.«

»Verstehe.« Hotellos waren Zimmer, die man in einen Koffer packen konnte. Oft stellte man sie im Innern von Gebäuden auf, da sie nicht besonders widerstandsfähig waren. Üblicherweise boten sie Privatsphäre in großen Räumen mit vielen Menschen.

Auf der Suche nach Auffälligkeiten schritt Gen die Farmetage ab. Die Wand der Loggia, die sich in mehreren Bögen zur Straße

hin öffnete, verfügte über eine Laibung, die als Geländer diente und ihr – sie war eine großgewachsene Frau – bis zur Brust ging. Beim Blick nach unten sah sie etwa drei Meter tiefer ein Sicherheitsnetz.

Sie gingen an den Innenbögen entlang und kamen schließlich zum Hotello in der Südostecke. Gen kniete sich hin und begutachtete den rauen Betonboden; es war nichts Ungewöhnliches zu entdecken. »Das sollte sich die Spurensicherung genauer ansehen.«

»Ja.«

»Wer hat ihnen die Erlaubnis erteilt, hier zu wohnen?«

»Der Wohnausschuss.«

»Und den beiden geht nicht gerade die Miete aus oder so?«

»Nein.«

»Okay, dann machen wir das volle Vermisstenprogramm.«

Einiges an der Situation war seltsam und erregte Gens Neugier. Warum waren die beiden Männer hergekommen? Warum hatte man sie aufgenommen, obwohl das Gebäude doch schon rappelvoll war?

Wie immer begann die Liste der Verdächtigen im unmittelbaren Umfeld. »Meinen Sie, dass der Supervisor in seinem Büro ist?«

»Normalerweise schon.«

»Dann reden wir mit ihm.«

Sie fuhren mit dem Fahrstuhl wieder nach unten und fanden den Supervisor an seinem Arbeitstisch, der eine ganze Wand seines Büros einnahm. Die Wand daneben war aus Glas und gab den Blick auf das große Bootshaus des Met frei, ehemals das dritte Stockwerk, jetzt geflutet.

Der Supervisor erhob sich und begrüßte sie. Gen war ihm schon hin und wieder begegnet. Vlade Marovich. Er war groß, breitschulterig, hatte lange Arme und Beine und sah aus wie aus Bohlen zusammengenagelt. Fast zwei Meter, schwarzhaarig. Ein Kopf wie ein mit der Axt zurecht gehackter Holzklötz. Slawische Unruhe, Skeptizismus, ein leichter Akzent. Vielleicht mochte er die Gesellschaft von Polizisten nicht. Jedenfalls blickte er nicht besonders glücklich drein.

Gen stellte Fragen und beobachtete ihn, während er die Ereignisse aus seiner Sicht beschrieb. In seiner Position hatte er die Möglichkeit, die Überwachungskameras zu deaktivieren. Und er wirkte misstrauisch. Aber auch erschöpft. Gen war schon vor langer Zeit zu dem Schluss gekommen, dass sich niedergeschlagene Menschen normalerweise nicht an kriminellen Verschwörungen beteiligten. Aber man konnte nie wissen.

»Sollen wir uns was zu essen holen?«, fragte sie die beiden. »Ich habe einen Riesenhunger, und ihr wisst ja, wie es im Speisesaal ist. Die Ersten sind die Einzigen.«

Die beiden anderen wussten das nur zu gut.

»Vielleicht essen wir etwas zusammen, und dabei erzählen Sie mir mehr. Und ich mache morgen auf der Wache ein bisschen Druck bei den Ermittlungen.« Gen wandte sich Vlade zu. »Ich brauche eine Liste aller Personen, die für Sie an der Gebäudeinstandhaltung arbeiten. Namen und Akten.«

Er nickte unglücklich.

Die Festlegung des Diskontsatzes ist nun entscheidend für die gesamte Analyse. Ein niedriger Diskontsatz macht die Zukunft wichtiger, ein hoher Diskontsatz misst ihr weniger Bedeutung bei.

– Frank Ackerman: »Can We Afford the Future?«

Die Moral ist offensichtlich. Man kann keinem Programm trauen, das man nicht ganz und gar allein geschrieben hat. Einen Computer falsch zu benutzen ist kein bisschen toller, als betrunken Auto zu fahren.

– Ken Thompson: »Reflections on Trusting Trust«

Ein Vogel in der Hand ist das wert, was er einbringt.

... bemerkte Ambrose Bierce

## c) FRANKLIN

Oft ist mein Kopf voller Zahlen. Während ich darauf wartete, dass dieser miesepetrige Supervisor meinen Wasserläufer freigab, der die Nacht wie immer unter der Bootshausdecke verbracht hatte, betrachtete ich die kleinen Wellen, die am großen Tor leckten, und fragte mich, ob sich ihre Schwankungen wohl mit dem Black-Scholes-Modell beschreiben ließen. Die Kanäle waren wie eine Wellentankdemonstration in einem nie endenden Physikkurs: Rückflussinterferenzen, die Krümmung einer Welle um einen rechten Winkel, die Ausbreitung einer Welle, die durch eine Verengung strömt, und so weiter. Und gleichzeitig regten sie zu Gedanken über die Funktionsweise von Liquidität im Finanzwesen an.

So missmutig und träge, wie sich dieser Supervisor gab, hatte ich ziemlich viel Zeit für meine Überlegungen. Parken in New York! Man musste sich eben in Geduld üben. Dann endlich konnte ich in meinen Flitzer einsteigen und fuhr aus dem Bootshaus raus auf das schattige Madison-Square-Bacino. Ein schöner Tag, hell und klar, voller Sonnenlicht, das sich aus Osten durch die Gebäudeschluchten ergoss.

Wie an den meisten Wochentagen ließ ich den Wasserläufer auf der Twenty-Third nach Osten zum East River schnurren. Der Weg durch die südlichen Stadtkanäle wäre zwar kürzer gewesen, aber schon kurz nach Tagesanbruch herrschte auf der Park Avenue Richtung Süden immer ein grauenvoller Verkehr, und am Union-State-Bacino würde es um so schlimmer sein. Außerdem wollte ich ein bisschen fliegen, bevor ich mich an die Arbeit machte. Ich wollte den Sonnenschein auf dem Fluss glitzern sehen.



Auf dem East River war der morgendliche Verkehr ziemlich dicht, aber auf der breiten Südspur gab es noch reichlich Platz, so dass sich der Wasserläufer auf seine sanft gekrümmten Tragflächen erheben und fliegen konnte. Wie immer war der Moment des Abhebens berauschend, als würde man mit einem Wasserflugzeug starten, eine Art nautische Erektion, nach der das Boot auf einem Zauberteppich aus Luft etwa zwei Meter über dem Fluss schwebte und nur die beiden stromlinienförmigen Kompositrtragflächen unten durchs Wasser schnitten und dabei ständig ihre Form anpassten, um Auftrieb und Stabilität zu maximieren. Ein geniales Boot, das nun auf der Autobahnspur flussabwärts schoss, quer durchs sonnenbeschienene Kielwasser der Lahmärsche, zack-zack-zack, hier hat es jemand eilig, aus dem Weg, ihr kleinen Kähne, ich muss zur Arbeit und mein täglich Brot verdienen.

Wenn mir die Götter wohlgesonnen sind. Möglich, dass ich Verluste einstecke, dass jemand etwas bei mir abzwackt, dass ich vor die Hunde gehe, einen vor die Glocke kriege, hochgehe – so viele Worte dafür! –, aber das alles war in meinem Fall ziemlich unwahrscheinlich, da ich meine Schäfchen immer im Trockenen halte und nicht gerne Risiken eingehe, zumindest im Vergleich zu vielen anderen Händlern dort draußen. Aber die Risiken gibt es wirklich, die Volatilität volatilisiert; tatsächlich ist es die Volatilität, die man nicht in die partiellen Differenzialgleichungen der Black-Scholes-Familie einbinden kann, selbst wenn man sie umgruppiert, um eben diese Eigenschaft zu berücksichtigen. Das ist es ja, worauf die Leute letztendlich ihre Wetten abschließen. Nicht darauf, ob der Preis eines Produkts hoch oder runter geht – die Händler gewinnen in beiden Fällen –, sondern darauf, wie stark er schwankt.

Viel zu schnell brachte mich meine Spritztour flussabwärts vom Pine Canal ab und zu weit nach draußen. Ich schaltete einen Gang zurück, der Wasserläufer senkte sich und wurde wieder zu einem gewöhnlichen Boot. Manche Tragflächenboote platschen wie eine Gans ins Wasser, aber meines setzte mit kaum einem Spritzer auf

der Oberfläche auf. Dann wendete ich und schwappte über die Kielwogen einiger großer Kähne hinweg, um anschließend surrend und glucksend in die Stadt einzufahren, ungefähr mit der Geschwindigkeit jener Brustschwimmer, die sich bei ihrem täglichen Selbstmordgruß an die Sonne ins vergiftete Wasser wagten. Seltenerweise war das Seebad am Pine Canal sehr beliebt. All die alten Leute in ihren Ganzkörperanzügen und mit ihren Gesichtsmasken hofften offenbar, dass die Vorzüge der sportlichen Betätigung die Mischung aus Schwermetallen aufwogen, die sie dabei unweigerlich in sich aufnahmen. Die Liebe eines Menschen zum Wasser, der bereit war, irgendwo in der Umgebung des New Yorker Hafens schwimmen zu gehen, konnte man nur bewundern, und trotzdem machten die Leute genau das – weil Menschen eben in ihren Ideen schwimmen. Eine großartige Eigenschaft der menschlichen Spezies für alle, die mit ihr Handel treiben.

Das New Yorker Büro des Hedgefonds, für den ich arbeite, Water-Price, nimmt den gesamten Pine Tower an der Ecke Water Street und Pine Canal ein. Das Gebäude hatte eine vier Stockwerke hohe Wassergarage; und die große, ehrwürdige Eingangshalle war in diesen Tagen mit Wasserfahrzeugen aller Art gefüllt, die wie Modellschiffe in einem Kinderzimmer hingen. Es war eine Freude zu beobachten, wie sich die Gurte unter den Rümpfen meines Trimarans spannten, als er für den Tag hochgezogen wurde. Ein Parkplatz im Bootshaus war eine nette Sache, wenn auch recht teuer. Dann ging es mit dem Fahrstuhl in den dreizehnten Stock hoch und rüber in die Nordwestecke, wo ich mich in meinem Horst niederließ. Von hier aus konnte ich zwischen den Hochbrücken und den Superwolkenkratzern, die in Upper Manhattan ihren Gehry-Glanz verbreiteten, hindurch nach Midtown blicken.

Wie immer begann ich den Tag mit einem Riesenbecher Cappuccino und einem Überblick über die schließenden Märkte in Ostasien und die Mittagsmärkte in Europa. Das globale Schwarmbewusstsein schläft nie, aber es legt auf dem Weg über den Pazifik ein Nickerchen ein, eine halbe Stunde zwischen dem Feierabend

in New York und dem Geschäftsbeginn in Schanghai; daher kommt das Wörtchen »Tag« im Handelstag.

Auf meinem Bildschirm waren all die Teile des globalen Gehirns zu sehen, die sich insbesondere mit überschwemmten Küstengebieten befassten, meinem Spezialgebiet. Es war unmöglich, auf einen Blick die unzähligen Graphen, Tabellen, Videofenster, Gesprächsverläufe, Seitenspalten und Randbemerkungen zu erfassen, die auf dem Bildschirm angezeigt wurden, sosehr manche meiner Kollegen das auch vorgaben. Würden sie das alles wirklich auf einmal in sich aufnehmen, würden sie viel zu viel übersehen, und genau genommen übersehen viele von ihnen so einiges, weil sie sich für große Gestalt-Geister halten. Professionelle Selbstüberschätzung, nennt man das. Natürlich kann man einen Blick auf das Gesamtbild erhaschen, aber anschließend muss man wieder langsam machen und die Informationen Stück für Stück verarbeiten. Heutzutage bedeutet das, ständig die Gangart zu wechseln. Mein Bildschirm zeigte eine regelrechte Anthologie von Geschichten, die noch dazu ganz unterschiedlichen Genres angehörten. Ich musste zwischen Haikus und Epen hin und her springen, zwischen Meinungsessays und mathematischen Gleichungen, zwischen Bildungsroman und Götterdämmerung, Statistiken und Tratsch, und alle erzählten mir auf ihre jeweils eigene Art von den Tragödien und Komödien der schöpferischen Zerstörung und zerstörerischen Schöpfung, und auch von der weiter verbreiteten, aber weniger thematisierten schöpferischen Schöpfung und zerstörerischen Zerstörung. Je nach Genre reichte der Zeittakt von den Nanosekunden des Hochgeschwindigkeitshandels bis zu den geologischen Zeitaltern des ansteigenden Meeresspiegels, zerstückelt in Intervalle von Sekunden, Stunden, Tagen, Wochen, Monaten, Quartalen, Jahren. Es war großartig, in ein derart kompliziertes Gemenge einzutauchen, während man im Hintergrund durch das Fenster Manhattan sah. Zusammen mit dem Cappuccino und dem Flug über den Fluss kam es mir vor, als würde ich Teil einer brechenden Welle. Das Erhabene der Ökonomie!

Den Ehrenplatz in der Mitte meines Bildschirms nahm die Planet-Labs-Weltkarte ein, die den Meeresspiegel auf Grundlage von Echtzeit-Laser-Altimetrie millimetergenau anzeigte. Dort, wo der Meeresspiegel höher lag als im Durchschnitt des letzten Monats, war er rot eingefärbt, dort, wo er niedriger lag, blau, und grau dort, wo sich nichts verändert hatte. Täglich veränderten sich die Farben und zeigten so an, wie das Wasser im Schwerkraftgriff des Mondes umherschwappte, wie es den vorherrschenden Strömungen folgte, wie es vom Wind gepeitscht wurde, und so weiter. Dieses ständige Ansteigen und Absinken wurde inzwischen geradezu zwanghaft genau gemessen, was angesichts der Traumata des letzten Jahrhunderts und der alles andere als unwahrscheinlichen zukünftigen Traumata nur verständlich war. Nach der Zweiten Welle hatte sich der Meeresspiegel im Großen und Ganzen stabilisiert, doch es gab nach wie vor eine Menge Antarktis-Eis, das kurz vor dem Abbruch stand, weshalb vergangene Verläufe nicht für die Zukunft garantierten.

Und natürlich wetteten die Leute auf den Meeresspiegel. Er diente dabei schlicht und einfach als Index, und man konnte sagen, dass die Leute »in ihn« investierten oder sich »gegen ihn« absicherten, man konnte sagen, dass sie auf ihn »long« oder »short« gingen, aber letztlich schloss man immer eine Wette ab. Ansteigen, stabil bleiben oder fallen. Eine einfache Sache, doch das war nur der Anfang. Der Meeresspiegel war mit all den anderen Gütern und Derivaten verbunden, auf die gewettet wurde, einschließlich der Wohnraumpreise, die fast so unkompliziert waren wie der Meeresspiegel. So spiegelte der Case-Schiller-Index die Entwicklung der Wohnraumpreise wieder, weltweit bis hin zu einzelnen Vierteln und auf allen Ebenen dazwischen, und auch darauf wetteten die Leute.

Einen Wohnraumindex mit dem Meeresspiegel zu verbinden war eine von mehreren möglichen Perspektiven auf die überfluteten Küsten, und das war der Kern meiner Arbeit. Mein Gezeitenzonen-Immobilien-Preisindex war WaterPrice' stolzer Beitrag zur

Chicagoer Börse, und Millionen verwendeten ihn als Orientierungshilfe bei Investitionen, die in die Billionen gingen. Das hatte eine große Werbewirkung für meinen Arbeitgeber und war der Grund dafür, dass meine Aktien hier im Haus ziemlich gut standen.

Aber so schön das alles war, damit es auch wie geschmiert weiterlief, musste der GIPI funktionieren, was hieß, dass er genau genug sein musste, damit Leute, die ihn vernünftig anwendeten, Geld machen konnten. Neben der alltäglichen Jagd nach kleinen Spreads, und während ich die Kauf- und Verkaufsoptionen durchsah und überlegte, ob ich eine davon wahrnehmen wollte, und während ich nebenher die Wechselkurse im Blick behielt, suchte ich also ständig nach Möglichkeiten, die Genauigkeit meines Indexes zu erhöhen. Der Meeresspiegel bei den Philippinen war um zwei Zentimeter gestiegen, ein Riesending, die Leute gerieten in Panik – ohne den Taifun zu bemerken, der sich tausend Kilometer weiter südlich zusammenbraute. Ich nahm mir einen Moment, um ihre Angst zu kaufen, bevor ich den Index anpasste, um die Erklärung dafür zu berücksichtigen. Hochgeschwindigkeits-Geofinanz – das größte aller Spiele!

Irgendwann in der Traumzeit jener nachmittäglichen Börsensession, die realweltistisch lediglich von dem Bedürfnis, kurz zu pinkeln und etwas zu essen, unterbrochen wurde, flackerte die Chatbox in der linken unteren Ecke meines Bildschirms auf, und ich sah eine Nachricht von meinem Börsenfreund Xi in Schanghai.

*Hey, Herr der Gezeitenzone! Ganz schöner Flash Bite letzte Nacht, was war da?*

*Keine Ahnung, tippte ich. Wo kann ich das sehen?*

*CB*

Tja, die Chicagoer Börse ist die größte Terminbörse des Planeten, deshalb war das kein besonders vielsagender Hinweis darauf, wo sich dieser Flash Bite ereignet hatte, doch dann tippte ich ein bisschen rum und stellte fest, dass tatsächlich der gesamte Handel an der Chicagoer Börse einen kurzen, aber kräftigen Schock erlit-

ten hatte. Um Mitternacht herum hatte so ziemlich jeder Abschluss ein bis zwei Prozentpunkte eingebüßt, was genügte, um die meisten davon von der Gewinn- in die Verlustzone zu bringen. Aber eine Sekunde später war es zu einem ebenso plötzlichen Anstieg gekommen. Wie bei einem Mückenstich, den man erst danach am Jucken bemerkt.

*WTF?*, schrieb ich Xi – What the fuck?

*Exaktamundo! Erdbeben? Gravitationswelle? Du Herr der Gezeitenzone erleuchte mich!*

*WIGKIAN*, schrieb ich zurück – Würde ich gerne, kann ich aber nicht. Das sagen Börsenhändler dauernd zueinander, entweder im Ernst oder um sich rauszureden. In diesem Fall hätte ich es ihm wirklich gerne erklärt, wenn ich gekonnt hätte, aber ich konnte es nicht, und während sich der Tag dem Ende zuneigte, forderten andere dringende Angelegenheiten meine Aufmerksamkeit. Die Quelle des Lichts, das auf das reale Manhattan draußen vor meinem Fenster fiel, war von rechts nach links gewandert, und Europa hatte inzwischen geschlossen, Asien würde in Kürze öffnen, Anpassungen mussten vorgenommen, Geschäfte abgeschlossen werden. Ich gehörte nicht zu den Händlern, die jeden Abend die Bücher schlossen, aber es war mir lieber zu wissen, zumindest bei den größten offenen Risiken, woran ich war. Also konzentrierte ich mich auf die entsprechenden Posten und versuchte, einen Schlusspunkt zu finden.

Etwa eine Stunde später kam ich wieder zu mir. Zeit, sich nach draußen zu begeben und durch den Feierabendverkehr zu tuckern, solange die Sonne noch aufs Wasser schien, raus auf den Hudson zu fahren und nach Norden zu sausen, um mir all die Zahlen und den Klatsch und Tratsch aus dem Kopf zu pusten. Ein neuer Tag, ein neuer Dollar. Heute waren es etwa sechzigtausend gewesen – laut Schätzung der kleinen Programmleiste in der oberen rechten Ecke meines Bildschirms.

Ich hatte eine Option auf mein Boot für 16 Uhr, und es gelang mir mit einem Anruf, sie auf 15 Uhr 55 zu bugsieren. Als ich unten

im Bootshaus ankam, lag es bereits abfahrbereit im Wasser, und der Hafenmeister nickte lächelnd, als ich ihm sein Trinkgeld gab. »Mein Franklin Franklin!«, sagte er wie immer. Ich hasse es zu warten.

Raus auf den überfüllten Kanal. Die anderen Boote im Finanzdistrikt waren größtenteils Wassertaxis und Privatboote wie meines, aber es gab auch große alte Vaporettos, die von Pier zu Pier tuckerten und mit Arbeitern vollgestopft waren, die man früh genug herausgelassen hatte, damit sie noch die letzte Stunde Tageslicht mitbekamen. Ich musste also die Augen offenhalten, durch Lücken schlüpfen, auf dem Kielwasser anderer Schiffe surfen, mich schräg durchfädeln, Abkürzungen suchen. Wenn Vaporettos aneinander vorbeifahren, werden sie aus Höflichkeit langsamer, um ihr Kielwasser zur verkleinern; private Boote dagegen beschleunigen. Zur Hauptverkehrszeit kann es da ziemlich nass werden, aber mein Wasserläufer hat eine transparente Blase, die ich über das Cockpit ziehen kann, und wenn es entsprechend wild zugeht, bringe ich sie zum Einsatz. An diesem Nachmittag fuhr ich über den Malden zum Church Canal, dann über den Warren zum Hudson River.

Und dann raus auf den großen Fluss. Ein später Herbstnachmittag, das schwarze Wasser glatt über der ansteigenden Flut, ein Streifen Sonnenlicht, der genau durch die Mitte auf mich zu glitzerte. Auf der anderen Seite die Superwolkenkratzer von Hoboken, wie eine ausgefrante Süderweiterung der Palisades, schwarz unter den rosafarbenen Wolkenbäuchen. Die zahlreichen Hafengebäude auf der Manhattan-Seite waren proppenvoll mit Leuten, die von der Arbeit kamen und jetzt zu feiern angingen. Pier 57 war bei ein paar Leuten, die ich kannte, gerade sehr beliebt, also fuhr ich in die Marina südlich davon ein, die sehr teuer, aber dafür praktisch gelegen war, vertäute den Wasserläufer und stieg die Treppe hoch, um mitzufeiern. Zigarren und Whiskey und im Sonnenuntergang über dem Fluss Frauen anschauen; das alles versuchte ich zu

lernen, weil ich in meiner Jugend nur Sonnenuntergänge über der Prärie gekannt hatte.

Ich hatte mich gerade zu meinen Bekannten gesellt, als eine Frau auf den alten Delta-Hedging-Guru Pierre Wrembel zuhielt. Ihr schwarzes Haar schimmerte im horizontal einfallenden Licht wie eine Rabenschwinge. Sie sah den berühmten Investor direkt an und hielt der Macht ihre Schönheit entgegen, was vermutlich üblicher war, als der Macht die Wahrheit entgegenzuhalten, und auf jeden Fall mehr Wirkung zeigte. Sie hatte breite Schultern, muskulöse Arme, hübsche Titten. Sie sah wirklich toll aus. Ich schlenderte an die Bar, um mir so wie sie einen Weißwein zu holen. Bei solchen Gelegenheiten ist es am besten zu schlendern, sich im Kreis durch den Raum zu bewegen, sich zu vergewissern, dass der erste Eindruck zutreffend war. Man kann so viel feststellen, wenn man weiß, wie man richtig hinsieht – das vermute ich zumindest, weil ich nämlich nicht weiß, wie man richtig hinsieht. Aber zumindest versuchte ich es. War sie freundlich gesonnen, unsicher, misstrauisch, entspannt? War sie für jemanden wie mich zu haben? Besser, das vorher in Erfahrung zu bringen. Natürlich war es nie Zeitverschwendung, in einer Bar mit einer schönen Frau zu plaudern, aber ich wollte so viel wie möglich vorher wissen, weil ich, wenn mich eine Frau direkt ansieht, mit hoher Wahrscheinlichkeit einen völligen Bewusstseinsausfall erleide. Ich bin sehr viel besser in Termingeschäften als darin, die Absichten von Frauen zu beurteilen, aber dessen bin ich mir bewusst, und ich versuche, das in Rechnung zu stellen.

Außerdem konnte ich, indem ich sie umkreiste, feststellen, ob sie mir wirklich gefiel. Weil mir nämlich auf den ersten Blick jede Frau gefällt. Ich bin durchaus zu der Aussage bereit, dass jede Frau auf ihre eigene Art schön ist, und meistens ziehe ich durch die Bars von New York und denke einfach nur: Wow, wow, wow. Was für eine Stadt der schönen Frauen. Wirklich, das ist sie.

Meiner Meinung nach sieht man den Menschen ihren Charakter am Gesicht an. Es ist unheimlich: Wir sind in dieser Beziehung alle viel zu nackt, nicht nur buchstäblich, insofern wir unsere Gesichter



nicht hinter Kleidung verbergen, sondern auch im übertragenen Sinne, weil uns unser wahrer Charakter vorne auf den Kopf geprägt ist wie eine Landkarte. Eine klar erkennbare Landkarte unserer Seele – und ich halte das ehrlich gesagt für unangemessen. Als lebte man in einer Nudistenkolonie. Das muss so ein Evolutionsding sein, mit Sicherheit irgendeine Art von Anpassungsleistung, aber wenn ich in den Spiegel blicke, könnte ich mir durchaus ein netteres Gesicht wünschen – also wohl auch eine nettere Persönlichkeit. Und wenn ich mich umsehe, denke ich mir: O nein! Zu viel Information! Wir wären besser dran, wenn wir alle wie muslimische Frauen Schleier tragen und nur unsere Augen zeigen würden!

Weil die Augen einem nämlich fast gar nichts sagen. Augen sind nur farbige Gallertklumpen, sie verraten längst nicht so viel, wie ich früher immer dachte. Die Vorstellung, dass die Augen die Fenster zur Seele sind und einem etwas Wichtiges mitteilen, war eine reine Projektion gewesen.

Die Augen dieser Frau waren haselnuss- oder dunkelbraun, genau ließ sich das noch nicht erkennen. Ich stand an der Bar, bestellte mir den Weißwein und sah mich um, ließ meinen Blick umherschweifen und dabei immer wieder zu ihr wandern. Als sie in meine Richtung sah, weil sich die Leute in einer Bar immer umsehen, sprach ich gerade mit dem Barkeeper, meinem Kumpel Enkidu, der von sich behauptete, ein reinblütiger Assyrer zu sein, der sich Inki nennen ließ und dessen Unterarme mit alten, schlechten, grünen Tätowierungen bedeckt waren. Popeye? Eine Dose Spinat? Darüber schwieg er sich aus. Jedenfalls sah er, was ich machte, und mixte weiter Drinks, während er meinem wandernden Blick ein Alibi verschaffte, indem er sich gleichzeitig angeregt mit mir unterhielt. Ja, in drei Stunden würde die Flut am höchsten stehen; später würde er sich nach Staten Island treiben lassen können, ohne dafür auch nur den Motor anzuwerfen. Es war die schönste Zeit des Tages, die Dämmerung unter den verschwommenen Sternen, Licht auf dem Wasser, die Ebbe, das Leuchten der gekappten Staten Towers in der Nacht, blabla, so laberten wir und sahen uns

dabei entweder um oder arbeiteten oder tranken. Liebe Güte, sah diese Frau gut aus. Hoheitlich, hoch aufgerichtet wie eine Volleyballspielerin kurz vor dem Absprung. Ein geschmeidiger, mühelos ausgeführter Schmetterball direkt in mein Gesicht.

Als sie sich schließlich zu meinen Bekannten gesellte, stahl ich mich heran, um »Hallo allerseits« zu sagen, und meine Freundin Amanda stellte mich denen vor, die ich noch nicht kannte: John und Ray, Evgenia und Paula, und die Königliche hieß Joanna.

»Schön, dich kennenzulernen, Joanna«, sagte ich.

Sie nickte belustigt, und Evie sagte: »Komm schon, Amanda, du weißt doch, dass Jojo es nicht mag, wenn man sie Joanna nennt.«

»Schön, dich kennenzulernen, Jojo«, sagte ich und versetzte Amanda dabei einen gespielten Ellbogenstoß in die Rippen. Gut: Jojo lächelte. Sie hatte ein hübsches Lächeln, und ihre Augen waren hellbraun, mit Iriden, die wie mehrere Brauntöne in einem Kaleidoskop aussahen. Ich erwiderte ihr Lächeln, während ich versuchte, über all diese Schönheit hinwegzukommen. Ich versuchte, locker zu bleiben. Komm schon, sagte ich mir ein wenig verzweifelt, das ist doch genau das, was schöne Frauen bei Männern sehen und verachten, dieser Moment, in dem die Männer in einem Strudel aufgeregter Bewunderung ertrinken. Bleib locker.

Ich gab mir Mühe. Amanda half mir, indem sie mir ebenfalls einen Ellbogenstoß verpasste und sich wegen irgendeiner Option beschwerte, die ich auf dem Hongkonger Anleihenmarkt gekauft hatte. Ich war dabei ihrem Beispiel gefolgt, hatte allerdings zehnmal so viel gekauft. Ob ich sie abziehen wolle, oder war das ein Versehen gewesen? Das war so ein Thema, über das ich den ganzen Tag plaudern konnte, und Amanda und ich kannten uns schon seit Monaten und waren miteinander vertraut. Sie sah auch großartig aus, aber sie war nicht mein Typ. Wir hatten bereits erforscht, was es zwischen uns zu erforschen gab: ein paar Abendessen, eine Nacht im Bett, weiter nichts. Nicht meine Entscheidung, aber ich war auch nicht am Boden zerstört gewesen, als sie behauptet hatte, für die Arbeit ins Ausland zu müssen, und wir getrennte Wege

gegangen waren. Natürlich: Ich mag jede Frau, die irgendwann einmal mit mir ins Bett gegangen ist, auf immer und ewig. Solange wir nicht ein Paar geworden sind und nun einander auf immer und ewig hassen. Zuneigung ist schon etwas Seltsames.

»O Mann, sie ist so eine JAP!«, sagte Evie zu John.

»Eine Jap?«, fragte er nichtsahnend.

»Na, komm schon! Eine jüdisch-amerikanische Prinzessin, du Ignorant! Wo bist du denn aufgewachsen?«

»Long Island«, erwiderte John in perfekter, gedehnter Long-Island-Intonation. Das gab einen guten Lacher.

»Wirklich?«, rief Evie ebenso nichtsahnend.

John schüttelte grinsend den Kopf. »Laramie, Wyoming, wenn du es wirklich wissen willst.«

Mehr Gelächter. »Ist das echt eine Stadt? Nicht eher eine Fernsehserie?«

»Es ist eine Stadt! Größer denn je, jetzt, wo die Büffel wieder da sind. In Sachen Büffel sind wir die Meister des Termingeschäftemarkts.«

»Du bist ein Büffel.«

»Genau.«

»Kennst du den Unterschied zwischen einer JAP und einem Eis?«

»Nein?«

»Ein Eis wird warm, wenn man es leckt.«

Mehr Gelächter. Sie waren ziemlich betrunken. Das war vermutlich gut. Jojo war etwas beschwipst, aber nicht betrunken, und ich nicht mal ansatzweise. Ich betrinke mich nie, außer versehentlich, aber wenn ich aufpasse, dann bin ich nie mehr als leicht angeheitert. Ich nippe eine Stunde lang an einem Whiskey und steige dann um auf Ginger Ale und Bitter Lemon. Immer zurechnungsfähig bleiben. Jojo sah aus, als ob sie es genauso halten würde; auf den Weißwein war ein Tonic Water gefolgt. In gewissem Maße war das gut. Aber ein bisschen wild muss eine Frau auch sein. Ich fing ihren Blick ein und deutete mit einer Kinnbewegung zur Bar.

»Soll ich dir was mitbringen?«

Das veranlasste sie zum Grübeln. Sie gefiel mir immer besser.

»Ja, aber ich weiß noch nicht, was«, sagte sie. »Gehen wir mal nachsehen.«

»Mein Kumpel Inki wird uns ein paar Vorschläge machen«, pflichtete ich ihr bei. Lieber Himmel, sie löste mich aus den Klauen des lärmenden Pöbels! Mein Herz machte einen kleinen Satz vor Glück.

Wir standen an der Bar. Sie war ein bisschen größer als ich, obwohl sie keine Schuhe mit Absätzen trug. Mir wurde fast ein wenig schwummrig, als mir das auffiel, und ich stützte die Ellbogen auf die Theke, um aufrecht zu bleiben. Ich mag große Frauen, und ihre Taille war etwa auf Höhe meines Brustbeins. Andere Frauen tragen hohe Absätze, um so auszusehen. Lieber Himmel!

Inki kam zu uns, und wir bestellten auf seine Empfehlung hin etwas Exotisches, das er sich ausgedacht hatte. Was immer. Schmeckte wie bitterer Früchtepunsch. Crème de Cassis war auch mit drin.

»Wie heißt du?«, fragte sie mit einem Seitenblick.

»Franklin Garr.«

»Franklin? Nicht Frank?«

»Franklin.«

»Wie kommst du zu dem Namen?«

»Ben Franklin. Der Held meiner Mutter. Ich bin allerdings nicht ganz so moralisch hochstehend wie er.«

»Wieso, bist du Journalist?«

»Börsenhändler.«

»Ich auch!«

Wir sahen einander an und lächelten ein wenig verschwörerisch. »Bei wem?«

»Eldorado.«

Liebe Güte, einer der Großen.

»Und du?«, fragte sie.

»WaterPrice«, erwiderte ich, froh darüber, dass wir auch nicht ganz ohne waren. Für eine Weile plauderten wir über die Arbeit,

tauschten uns über unsere Firmengebäude, Büroräume, Kollegen, Vorgesetzten und Quants aus. Dann runzelte sie die Stirn.

»Hey, hast du das gestern an der Chicagoer Börse gesehen?«

»Klar.«

»Ist dir dieser Ausreißer aufgefallen? Als einen Moment lang alles verrutscht war?« Sie sah meine überraschte Miene und fügte hinzu: »Also ja!«

»Ja«, sagte ich. »Weißt du, was das war?«

»Nein. Ich hatte gehofft, dass du es weißt.«

Ich konnte nur den Kopf schütteln. Die Sache blieb ein Rätsel, auch jetzt, als ich erneut darüber nachdachte. »Vielleicht hat sich da wer zu schaffen gemacht.«

»Aber wie? Ich meine, in China kann so was passieren, hier auch, aber in Chicago?«

»Ich weiß.« Mir blieb nur ein Schulterzucken. »Merkwürdig.«

Sie nickte und nippte an ihrem Drink. »Wenn das länger so gegangen wäre, hätte es ziemlich viel Aufmerksamkeit erregt.«

»Stimmt.« Etwa so viel wie das Ende der Welt, aber diese Bemerkung verkniff ich mir lieber. Ich wollte nicht zu früh mit den Witzeleien anfangen. »Vielleicht war es aber auch einfach nur ein Flash Bite.«

»Tja, zumindest war es gleich wieder vorbei. Vielleicht hat da nur wer rumprobiert.«

»Vielleicht«, sagte ich und dachte darüber nach.

Nachdem wir so einen Moment lang schweigend überlegt hatten, mussten wir uns über etwas anderes unterhalten. Es war zu laut zum Nachdenken, und über die Arbeit zu reden machte auch nur Spaß, wenn man seinen Gesprächspartner verstehen konnte, ohne dass er brüllen musste. Es war also an der Zeit, auf die einfachen Dinge zurückzukommen, aber andererseits war sie gerade am Austrinken und wechselte in den Ich-will-jetzt-gehen-Modus, zumindest vermittelte mir das ihre Aura. Ich wollte es nicht vermessen; das würde keine schnelle Nummer werden, und das wollte ich auch nicht, also war etwas Taktgefühl gefragt,

und ich kann durchaus sehr taktvoll sein oder es zumindest versuchen.

»Sag mal, hast du vielleicht Lust, an einem Freitag mal Essen zu gehen, um eine gute Woche zu feiern?«

»Klar, wo?«

»Irgendwo auf dem Wasser.«

Das entlockte ihr ein Lächeln. »Gute Idee.«

»Diesen Freitag?«

»Klar.«

Fenster zersplittern die große Hölle der Stadt  
In viele kleine Höllchen  
– Wladimir Majakowski

Von jetzt an strebt jedes Gebäude danach, eine »Stadt in der  
Stadt« zu sein.  
– Rem Koolhaas

In der Illustration zu Kings »Dream of New York« von 1908 wird die Zukunftsstadt als Ansammlung hoher Gebäude dargestellt, die hoch oben durch Stege verbunden sind. Luftschiffe legen von Ankermasten ab, und Flugzeuge und Ballons schweben am Himmel. Der Blickpunkt liegt südlich und oberhalb der Stadt.

Zu der Zeit, als Dashiell Hammett als Detektiv in New York arbeitete, beauftragte man ihn einmal damit, ein Riesenrad zu finden, das im Vorjahr in Sacramento gestohlen worden war.

## d) VLADE

Vlades kleine Wohnung lag hinter seinem Büro beim Bootshaus, am Fuß einer breiten Treppe. Früher, als das Gebäude noch ein Hotel gewesen war, hatte es sich bei diesen Zimmern um Lager Räume gehandelt, und sie befanden sich selbst bei Ebbe unterhalb der Wasserlinie. Vlade störte das nicht. Die Abdichtung der Bereiche unterhalb der Wasserlinie war seine Hauptarbeit, eine Arbeit, die ihn vor interessante Aufgaben stellte und für die ihn die Bewohner des Gebäudes schätzten, auch wenn sie sie, solange es keine Probleme gab, für selbstverständlich nahmen. Aber in Sachen Wasser war nie Feierabend, und es ging immer ums Ganze. Deshalb war er sogar ein wenig stolz darauf, unterhalb der Wasserlinie zu schlafen – als würde er tief im Rumpf eines Ozeanriesen als Schiffszimmermann arbeiten.

Von Tag zu Tag gab es bessere Methoden, um das Wasser auszusperren. Vlade arbeitete derzeit mit einem Team der örtlichen Wassergesellschaft zusammen, die auf der Madison-Square-Seite des Gebäudes eine Senkwand ins Wasser gelassen hatte, um die Außenwand und den alten Bürgersteig neu zu versiegeln. Dabei mussten sie Abstand zu den Aquakultur-Käfigen am Boden des Bacinis halten, wodurch es ziemlich eng wurde, doch die neuesten Materialien aus den Niederlanden ließen sich schräg einziehen und wie eine Ziehharmonika stauchen, sodass sie genug Platz zum Arbeiten hatten. Dann kamen neue Pumpen, Trockner, Sterilisatoren, Abdichtungen – alle besser denn je, obwohl derselbe Arbeitstrupp erst vor vier Jahren durchmarschiert war. Das war nur logisch, wie Ettore, der Supervisor des Flatiron Buildings, feststellte; diese Arbeit war für die Gebäude im überfluteten Bereich von New



York wichtiger als alles andere. Trotzdem dachte Vlade immer wieder, dass es doch irgendwann einmal gut sein musste. Ettore und die anderen lachten ihn aus, wenn er diesen Gedanken aussprach. So bist du eben, Vlade. Sie waren eine gute Gruppe. Die Supervisors der Gebäude in Lower Manhattan bildeten eine Art Klub, eng verbunden mit den Genossenschaften und Kooperationen, die die Gezeitenzone zu einer ganz eigenen Art von Gesellschaft machten. Da war vieles, worüber sie sich gemeinsam aufregen konnten, zum Beispiel, dass man sie in Wetbits und Blockhalsbändern bezahlte. Letztere wurden von einigen auch als Halsringe bezeichnet, weil sie letztlich eine Art Leibeigenschaftsverhältnis gegenüber einem Gebäude zum Ausdruck brachten, eine aufgemotzte Version von Kost und Logis gegen Arbeit – unentwegt beschwerten sie sich, aber trotz des Gejammers waren sie rege und halfen Vlade, sich über Wasser zu halten.

An diesem Tag war es beinahe stockdunkel, als er erwachte. Das grüne Licht der Uhr konnte das Zimmer kaum erhellen. Er lauschte eine Weile. Kein Rauschen von Flüssigkeit – mit Ausnahme des Blutes, das ihm träge durch die Adern strömte. Innere Gezeiten. Da drinnen herrschte Ebbe, wie meistens am Morgen.

Er zog sich hoch und schaltete das Licht an. Der Gebäudebildschirm verkündete, dass alles in bester Ordnung war. Trocken bis zum Fundament: sehr zufriedenstellend. Im Nordgebäude sah es genauso aus oder zumindest beinahe – drüben sickerte durch einen noch nicht georteten Riss Flüssigkeit ein. Sehr ärgerlich, aber Vlade würde das Problem schon lösen.

Wie üblich hatte er vier Stunden geschlafen. Mehr Zeit gaben ihm das Gebäude und seine bösen Träume nicht. Auch das gehörte zu seiner persönlichen Ebbe. Da war nichts zu machen – außer aufzustehen und sich in die Arbeit zu werfen. Hoch ins Bootshaus, um Su dabei zu helfen, die Dämmerungstreife zum Tor hinaus und auf die Kanäle zu verfrachten. Im Bootshaus gab es sechs Hebevorrichtungen, und der Bootshauscomputer verfügte über einen guten Algorithmus zur Ermittlung der Reihenfolge. Menschliches

Feingefühl brauchte es eigentlich nur, um die über eine verzögerte Abfahrt verärgerten Bootsbesitzer zu beschwichtigen. Schon wegen einer Minute konnten die Reaktionen sehr unschön ausfallen. Ach ja, tut mir sehr leid, Doktor, ich weiß, Sie haben eine wichtige Konferenz, aber am Bug der *James Caird* ist eine Leine verrutscht, das ist halt so eine Nusschale. Nicht, dass das Boot des Doktors nicht genau so ein Kahn gewesen wäre, aber darauf kam es nicht an; es brauchte einfach ein wenig besänftigendes Gerede und die Versicherung, dass alles gut werden würde. Wer wirklich ohne Stress zur Tür rauswollte, schaffte das auch. Und dann gab es natürlich auch Leute, die sich einmal am Tag streiten mussten, weil es sie juckte, aber Vlade sorgte dafür, dass sie sich anderswo kratzten.

Su war froh, ihn zu sehen, da Mac einen Anruf für ihr Wasser-taxi bekommen hatte und den Auftrag gerne annehmen wollte. Dadurch änderte sich die Reihenfolge, in der sie die Boote zu Wasser ließen, und sie mussten ein bisschen herumsuchen, um eine Alternative zu finden, die Macs Anliegen mit Antonios Wunsch, jeden Tag vor 5 Uhr 15 draußen zu sein, vereinte. Solche Kleinigkeiten machten Su nervös; er war der gewissenhafte Typ.

Dann tauchte Inspektorin Gen auf. Sie war schon ziemlich lange beim NYPD, und wenn sie Uptown arbeitete, galt sie als große Fürsprecherin von Downtown. Normalerweise ging sie zu Fuß über die Hochbrücken bis zur Polizeiwache auf der Twentieth, und noch gestern hatte sie den Anschein erweckt, nicht mal zu wissen, wer er war. Sie hatten zuvor noch nie miteinander geredet, aber beim Abendessen hatte sie ihn wegen der Sicherheitssysteme des Gebäudes ein Loch in den Bauch gefragt. Sie kannte die hiesige Genossenschaft, die die Systeme in Vlades Auftrag eingebaut hatte, und im Großen und Ganzen erfasste sie schnell, wie kompliziert es war, ein Gebäude zu überwachen. Keine Überraschung hier.

Sie begrüßten sich, und Gen sagte: »Ich wollte Ihnen noch einige Fragen über die beiden Verschwundenen stellen.«

Vlade nickte unglücklich. »Ralph Muttchopf und Jeff Rosen.«

»Genau. Haben Sie häufig mit ihnen geredet?«

»Hin und wieder. Sie klangen, als stammten sie aus New York. Und sie haben immer auf ihren Pads rumgehämmert, wenn ich dort oben war. Schwer beschäftigt.«

»Schwer beschäftigt – und trotzdem haben sie in einem Hotello gewohnt?«

»Habe nie erfahren, was es damit auf sich hatte.«

»Also hat Ihnen niemand im Vorstand je etwas über sie erzählt?«

Vlade zuckte mit den Schultern. »Mein Job ist es, das Gebäude in Schuss zu halten. Die Bewohner sind nicht meine Angelegenheit. So habe ich Charlotte jedenfalls bisher verstanden.«

»Okay. Aber lassen Sie mich wissen, wenn Sie etwas von diesen Typen hören.«

»Mach ich.«

Die Inspektorin ging wieder, und Vlade verspürte eine gewisse Erleichterung, als er ihr hinterher sah. Eine hochgewachsene Schwarze, so groß wie er, ziemlich kräftig, mit durchdringendem Blick und reserviert – und er musste ihr erklären, warum seine Sicherheitskameras seltsamerweise ausgefallen waren. Auf jeden Fall musste die Sicherheitsgesellschaft, die das System installiert hatte, vorbeikommen und es überprüfen. Wie bei so vielen Dingen brauchte er technische Unterstützung, wenn er erst einmal bis zu einem gewissen Punkt vorge drungen war. Als Supervisor musste man eben die Arbeit anderer beaufsichtigen, und er hatte achtundneunzig Leute, die für ihn arbeiteten. Das verstand sie doch sicher. Bei ihr war es bestimmt nicht anders.

Er trat durch das hohe Bootshaustor auf den Steg, der vom Met Life Tower auf das Bacino hinausragte. Das Wasser lag noch im morgendlichen Schatten des Gebäudes, und es überraschte ihn nicht, eine kleine Hand zu sehen, die sich über den Rand des Stegs tastete und sich etwas von dem trockenen Brot schnappte, das er dort hingelegt hatte.

»Hey, ihr Wasserratten! Hört auf, den Enten das Brot zu klauen!«

Zwei Jungen, die er oft auf dem Bacino rumhängen sah, spähten über die Kante. Sie saßen in einem kleinen Zodiac-Schlauchboot,

das genau in die Lücke zwischen den Pontons passte, sodass sie sich unter den Planken des Stegs verstecken konnten.

»Was für Ärger habt ihr euch heute wieder eingehandelt, Jungs?« Er war zu dem Schluss gelangt, dass sie auf ihrem Boot lebten. So wie es viele Wasserratten taten, junge wie alte.

»Hi, Mr. Vlade. Wir haben heute keinen Ärger«, sagte der Kleinere zwischen den Planken hindurch.

»Noch nicht«, fügte der andere hinzu.

Ein Komikerduo.

»Dann kommt hier rauf und sagt mir, was ihr wollt«, sagte Vlade, der wegen der Polizistin immer noch durcheinander war. »Ich weiß, dass ihr irgendwas wollt.«

Die beiden zogen ihr Boot unter dem Steg hervor und kletterten nervös grinsend auf die Planken. Der Kleinere sagte: »Wir dachten, Sie wissen vielleicht, wann Amelia Black wiederkommt.«

»Ich glaube, bald«, erwiderte Vlade. »Sie ist unterwegs, um eine ihrer Cloudshows zu filmen.«

»Wissen wir. Können wir uns die Show bei Ihnen ansehen, Mr. Vlade? Wir haben gehört, dass sie Grizzlybären begegnet ist.«

»Ihr wollt doch nur ihren nackten Hintern sehen.«

»Wollen das nicht alle?«

Vlade nickte. Das war offenbar tatsächlich ein wichtiger Faktor für die Beliebtheit ihrer Show. »Nicht jetzt, Jungs. Ich habe hier zu tun. Ihr könnt sie euch später ansehen. Ab jetzt.« Er sah sich kurz in seinem Büro um und entdeckte eine Packung Nudelsalat, die er sich aus der Küche geholt und dann doch nicht gegessen hatte. »Hier, das könnt ihr an die Wasserratten verfüttern.«

»Ich dachte, wir wären die Wasserratten!«, sagte der Größere.

»Das meinte er doch.« Der Kleinere riss Vlade die Packung aus der Hand, bevor der es sich anders überlegen konnte. »Danke, Mister.«

»Alles klar. Und jetzt verschwindet hier.«

New York befindet sich in einem Zustand der ständigen Verwandlung. Wenn man eine Stadt irgendwie mit einer Flüssigkeit vergleichen kann, dann lässt sich wohl sagen, dass New York flüssig ist: im Fluss.

... bemerkte Carl Van Vechten

In das steile Schrägdach des Chrysler Buildings wurden Heizelemente eingebaut, damit sich kein Eis darauf bildete, das mit schlimmen Folgen auf die Lexington Avenue hätte abrutschen können, doch nach der Zweiten Welle vergaß man, dass es dieses System gab. Und einiges mehr.

## e) EIN BÜRGER

New York, New York, eine Wahnsinnsbucht. Henry Hudson ist hier vorbeigesegelt und hat einen Küsteneinschnitt zwischen zwei Erhebungen gesehen, und zwar genau an der tiefsten Stelle der größeren Bucht, die sie gerade erforschten. Es war eine weite Bucht, so beschaffen, dass man aus ihr heraussegeln konnte, ohne kreuzen zu müssen. Mir doch egal, ob ihr euch für diese Feinheiten der alten Segelschiffahrt interessiert. Wenn nicht, dann segelt einfach ein oder zwei Seiten weiter und begafft die jämmerlichen Primaten, die um diese große Bucht herum krabbelnd und paddelnd ihren liederlichen Geschäften nachgehen. Seid ihr hingegen bereit, die Dinge in größerem Maßstab zu betrachten, euch mit der buchstäblich grundlegenden Wahrheit zu befassen, dann lest weiter.

Die Bucht von New York bildet einen Winkel von fast neunzig Grad dort, wo die von Norden nach Süden verlaufende Küste von Jersey auf das von Osten nach Westen verlaufende Long Island trifft, und genau in diesem Knick ist eine Lücke. Sie ist nur andert-halb Kilometer breit, aber wenn man – vorzugsweise bei Flut, weil es dann viel einfacher ist – hindurchfährt, gelangt man wie Hudson in einen riesigen natürlichen Hafen, wie man ihn noch nie gesehen hat. Die Leute bezeichnen ihn als Fluss, aber es ist nicht nur ein Fluss, es ist ein Fjord oder ein Fjärd, wenn man die geologische Zimmerliese spielen will. Es ist eine Ablaufrinne der Eiskappe, die die Welt früher in der Eiszeit aufhatte, so ungeheuerlich groß, dass ganz Long Island nur eine ihrer Moränen war. Als dieses Eismonster vor zehntausend Jahren geschmolzen ist, stieg der Meeresspiegel um etwa neunzig Meter. Der Atlantik hat die ganzen Täler an der Ostküste gefüllt, was auf jeder Karte leicht zu erkennen ist,

und dabei ist das Meer auch den Hudson hoch gelaufen und ins Tal zwischen New England und der Long-Island-Moräne, wodurch die Meerenge bei Long Island, der East River und schließlich auch das riesige, komplizierte Gewirr aus Sümpfen, Wasserläufen und Gezeitenströmungen entstanden sind, die unsere Bucht ausmachen.

In diesem großen Mündungsgebiet gibt es noch einige Felsgrate aus hartem, altem Gestein: schmale, lange, niedrige Hügelketten, die nun Halbinseln in der Flut bilden. Eine verläuft entlang des Westufers der Bucht nach Süden und trennt den Hudson von den Meadowlands ab; das sind die Palisades und Hoboken, die direkt auf den großen Klumpen namens Staten Island zulaufen. Eine weitere, die schräg von Osten kommt, bildet den Ankerpunkt der Moräne von Long Island: Brooklyn Heights. Die dritte verläuft in südlicher Richtung mitten durch die Bucht, und weil ihr Nordende von einem Sumpfgebiet eingenommen wird, handelt es sich bei ihr technisch gesehen um eine Insel; felsig, hügelig, mit Teichen und Wald und Wiesen: Das ist Manhattan.

Wald? Okay, inzwischen handelt es sich um einen Wald aus Wolkenkratzern. Eine Stadt, und zwar eine, bei der man früher ziemlich genau hinsehen musste, um sie überhaupt noch als Teil eines Mündungsgebiets zu erkennen. Seit den Fluten ist das wieder leichter geworden. Die Küste war hier zwar seit jeher abgesoffen, aber jetzt ist sie abgesoffener denn je. Ein fünfzehn Meter höherer Meeresspiegel bedeutet eine sehr viel größere Bucht und unberechenbarere Gezeiten. Das Hell Gate ist ein gutes Stück höllischer geworden, der Harlem River ist ein reißender Gezeitenstrom und kein Frachtkanal mehr, die Meadowlands sind ein flaches Meer, wie auch Brooklyn und Queens und die südliche Bronx flache Meeresgebiete sind, deren schimmernde, ölige Wasser mit den Gezeiten giftig hin und her schwappen. Ja, die Bucht ist wirklich ein Riesenwirrwarr, vollgestopft mit Brücken, Rohrleitungen und rostendem Infrastrukturmüll aller Art. Die Tiere sind zurückgekommen, die Fische, die Vögel, die Austern, und eine ganze Reihe von ihnen haben zwei Köpfe und sind bei Verzehr tödlich, aber sie sind zurück. Und auch

die Menschen sind zurückgekommen, natürlich, sie waren ja nie weg, sie treiben sich nach wie vor überall herum, sie sind wie Kakerlaken, man wird sie einfach nicht los. Und trotzdem ist das allen anderen Tieren egal; sie schwimmen umher und leben ihr Leben, sie fressen Aas und jagen und suchen dies und das und gehen den Leuten aus dem Weg, so wie die anderen New Yorker auch.

Es ist also nach wie vor New York. Die Leute können einfach nicht davon lassen. Ökonomen nennen das die Tyrannei der versenkten Kosten: Wenn man erst einmal so viel Zeit und Geld in ein Projekt gesteckt hat, fällt es einem schwer, die Verluste zu verschmerzen und weiterzuziehen. Die Situation zwingt einen strukturell dazu, immer weiter draufzuzahlen, den Einsatz wie besessen hochzutreiben, sich noch stärker zu binden, bis man schließlich als irr brabbelnder Dauermieter endet, der sich nicht vorstellen kann, diesen Ort jemals wieder zu verlassen. Als monomaner New Yorker hält man bis zum bitteren Ende durch.

Auch die Insel hält unter den Bergen menschlichen Abfalls irgendwie durch. Einst war sie bekannt für ihre Hügel und Seen, aber man hat die Hügel eingeebnet und die Seen mit der Erde der Hügel gefüllt, um möglichst ebenen Baugrund zu schaffen und um den Verkehr fließen zu lassen. Nicht, dass das etwas gebracht hätte, aber wie dem auch sei, all das ist nun dahin, und die Gegend hier ist nun ziemlich flach, wobei die Flutkatastrophen des 21. Jahrhunderts einen Umstand ans Tageslicht gebracht haben, dem man bis dahin keine große Bedeutung beigemessen hatte: Lower Manhattan liegt tatsächlich sehr viel tiefer als Upper Manhattan, im Durchschnitt um etwa fünfzehn Höhenmeter. Und genau diese Differenz hat den Ausschlag gegeben. Die Fluten haben New York und jede andere Küstenstadt der Welt überschwemmt. Es gab zwei große Wellen, die den Meeresspiegel um insgesamt fünfzehn Meter haben ansteigen lassen, und danach stand Lower Manhattan unter Wasser und Upper Manhattan nicht. Wie das nur passieren konnte! So viel Eis aus der Antarktis und aus Grönland! Gibt es wirklich so viel Eis, das zu so viel Wasser wird? Ja, gibt es.



Also, die Erste Welle und die Zweite Welle, jede für sich ein volles Jahrzehnt der Psychodramen, eine historische Kernschmelze, ein gesellschaftlicher Zusammenbruch, ein Flüchtlingsalbtraum, eine Ökokatastrophe, bei der der ganze Planet schlicht durchdrehte. Der Anthropozid, die Hydrokatastrophe, die Georevolution. Allerdings brachte das alles auch großartige neue Investitionsmöglichkeiten mit sich, und, auweia, die Notwendigkeit polizeistaatlicher Massenkontrolle, die sich in drakonischen Gesetzen und Ad-hoc-Praktiken Ausdruck verschaffte. Von einigen wurde das als die Ägyptifizierung der Welt bezeichnet, aber dieses pessimistische Rumgeheule, diese Verliererhaltung lassen wir mal außen vor. Beides passt besser zu den Melodramen, die allerlei persönliche Schicksale in den nassen Jahrzehnten beschreiben, als in diesen weit ausholenden Überblick hier.

Zurück zur Insel selbst, dem Nabel unseres geteilten Wahns. Die südliche Hälfte, etwa von der Fourtieth Street bis zum Battery Park, stand nun dauerhaft unter Wasser, das den Gebäuden, sofern sie nicht schnell einstürzten oder langsam ins Wasser absanken, bis zum zweiten oder dritten Stockwerk reichte. Nördlich der Forty-Second lag ein Gutteil der West Side deutlich höher als die fünfzehn Meter, um die der Meeresspiegel angestiegen war. Im Osten waren Harlem und die Bronx vom Wasser bedeckt, das auch in die große Senke bei der 125th Street strömte. Die füllte man sogar auf, weil ein vom Land abgeschnittener Nordteil der Insel einfach zu unpraktisch gewesen wäre, insbesondere da sich die Cloisters und der Inwood Hill Park nun als höchste Punkte im gesamten Hafengebiet erwiesen. Man musste schon zu den Palisades, nach Staten Island oder Brooklyn Heights, um ähnlich hochgelegene Bereiche wie den nördlichsten Ausläufer Manhattans zu finden. Und da der lange Streifen, den die Nordhälfte der Insel bildete, ein gutes Stück oberhalb der Wasserlinie blieb, flüchteten die Leute aus den umliegenden Vierteln natürlich dorthin. Ja, sie fielen förmlich darüber her. Er wurde so etwas wie Downtown im 19. Jahrhundert. Oder Midtown im zwanzigsten. Der Cloister

Cluster, Hauptstadt des 22. Jahrhunderts! Zumindest redeten sie sich da oben das gerne ein. Der unaufhörliche Drang nach Norden lässt ahnen, dass sich in ein oder zwei Jahrhunderten alles in Yonkers oder Westchester County abspielen wird, also kauft jetzt Land dort, und ihr könnt diesen Kommentator immer noch wegen übler Nachrede verklagen, wenn er sagt: »Das wird doch nie was.« Das haben die Leute früher auch schon gesagt. Vorerst jedenfalls ist das nördliche Ende Manhattans die Hauptstadt der Hauptstadt, der Ort, an dem die neuen Verbundmaterialien für Wolkenkratzer auf den Prüfstand kommen, Materialien, die man für Weltraumlifte, die noch gar nicht im Bau sind, erfunden hat, die sich aber bis dahin wunderbar für Megawolkenkratzer mit dreihundert Stockwerken eignen, deren Spitzen so weit emporragen, dass Downtown wie eine Spielzeugeisenbahn in einem überfluteten Keller aussieht, wenn man in dem Versuch, seine Höhenangst zu überwinden, von einer der Nasenbluten-Terrassen in den obersten Stockwerken nach Süden blickt. Von dort oben kann man den Mond aus dem Himmel schlagen.

Und so nimmt New York weiter seinen Lauf. Die Wolkenkratzer, die Menschen, die Was-auch-immer. Das Neue Jerusalem, sowohl in seiner englischen als auch in seiner jüdischen Manifestation, ein seltsames Ineinanderstürzen zweier ethnischer Träume, die mit den Vibrationen ihres Interferenzmusters die Stadt auf dem Hügel erschaffen, die Stadt auf der Insel, das neue Rom, die Hauptstadt des 20. Jahrhunderts, die Hauptstadt der Welt, die Hauptstadt des Kapitals, den unumstrittenen Mittelpunkt des Planeten, den diamantenen Eisberg zwischen den Flüssen, die geschäftigste, lauteste, am schnellsten wachsende, fortschrittlichste, kosmopolitischste, coolste, begehrteste, fotogenste Stadt von allen, die Sonne im Zentrum des Universums, den Ort, an dem sich der Urknall ereignet hat.

Und auch die Hauptstadt des Hypes, nicht wahr? Auf der Madison Avenue kann man alles kaufen, einschließlich der erstunkenen und erlogenen Aufzählung gerade eben. Also ja, auch die Haupt-

stadt der gequirkten Scheiße und die Hauptstadt der blödsinnigen Scheiße und die Hauptstadt der zitternden Scheiße, die sich geschäftig als etwas Besonderes ausgibt, ohne dabei nur das Geringste zu bewirken, und deren Räder auch nur vor sich hin mahlen wie die jeder anderen lächerlichen, vom Geld verrückt gemachten Megalopole des Planeten, insbesondere die an den Küsten, die einmal große Handelszentren waren und nun total im Arsch sind. Aber *toujours gai, archy, toujours gai*, so heißt es doch in diesem alten Gedicht, und wie die meisten anderen Küstenstädte auch, schleppt sich die Stadt so gut es geht dahin. Die Leute wohnen immer noch hier, obwohl die Zustände schlimm sind, und nicht nur das, die Leute kommen immer noch her, obwohl das geradezu selbstmörderisch dumm ist. Im Prinzip melden sie sich freiwillig für ein Leben in der Hölle. Menschen sind wie Lemminge, sie sind Säugetiere mit einem Herdeninstinkt, der dem von Kühen ähnelt. Kurz gesagt, Volltrottel.

Es ist also eigentlich gar nichts Besonderes, unser NJU JOHRK. Und trotzdem. Und trotzdem und trotzdem und trotzdem. Vielleicht ist ja doch was dran. Schwer zu glauben, schwer, es sich einzugestehen, angesichts der Tatsache, wie sehr einem diese Stadt mit ihren arroganten Arschgeigen auf den Zeiger gehen kann, es gibt wirklich keinen Grund, warum sie irgendwas Besonderes sein sollte, reiner Zufall, eine glückliche geografische Lage mit dieser großen Bucht und dieser kleinen Bucht, ein Treffer im Lotto, Raum und Zeit, die zu Geschichte gerinnen, zufällig entstanden im richtigen Moment, um Kopf, Eingeweide und schwellende Genitalien des amerikanischen Traumes auszubilden, Anziehungspunkt für verzweifelte Träumer, ein Ort, der aus Menschen von überall besteht, die Stadt der Einwanderer, der Menschen, die aus anderen Menschen bestehen, und oft sind es höchst unhöfliche Menschen, lärmende, nervtötende Arschlöcher, aber noch öfter sind sie einfach nur ahnungslos und machen ihr Ding, ohne sich um dich und deine Angelegenheiten zu scheren, Fremde, die einander anrem-peln, einander ausweichen und einander manchmal anschreien,

einander aber meistens gar nicht beachten, fast schon höflich, könnte man sagen, wie sie die in der Stadt verfeinerte Fähigkeit einsetzen, an Menschen vorbei oder durch sie hindurch zu sehen, den anderen nicht zu sehen, sodass die Menschen nur Kulissen sind, vor denen man das Spiel seines Lebens spielt, farbenfrohe Stoffbahnen, die ein trügerisches Gefühl der Dramatik vermitteln, sodass man sich einbilden kann, dass hier mehr mit einem abgeht als in irgendeinem verschlafenen Nest oder in Denver oder sonst irgendwo. New York, die größte Bühne der Welt – tja, vielleicht ist ja doch was dran.

Wie dem auch sei, da liegt die Stadt dick und fett in ihrer Bucht und kümmert sich nicht darum, was man von ihr denkt oder hält, da ragt sie aus dem Wasser wie eine lange Sandbank voller giftiger Seeigel, an der sich die Träumer festhalten wie an einem stacheligen Floß, die einzige Zuflucht vor den gewaltigen, windumtosten Tiefen, wo sie nach Luft schnappen wie Aquaman an einem scheinbar nicht zu überlebenden Superhelden-Tiefpunkt, während sie weiter ihre Fieberträume von Ruhm und Erfolg träumen. Wenn man es hier schafft, dann schafft man es überall – vielleicht sogar in Denver!

Im Jahr 1924 sprang der »Schwarze Adler« Hubert Fountleroy Julian, der erste Schwarze, der eine Pilotenlizenz erhielt, in einem Teufelskostüm mit einem Fallschirm über Harlem ab und spielte dabei Saxofon. Später flog er nach Europa und forderte Hermann Göring zu einem Duell in den Lüften heraus.

Ein Pygmäe namens Ota Benga wurde einen Monat lang im Primatenhaus des Bronx-Zoos ausgestellt. 1906.

Als typische Amerikaner hatten wir keine Ideologie.

– Abbie Hoffman

## f) AMELIA

Eine von Amelia Blacks Lieblingsflugrouten führte von Montana East über den Missouri River und südwärts Richtung Ozark-Plateau, dann ostwärts nach Kentucky und über die Delaware Gap und die Pine Barrens, anschließend kurz hinaus aufs Meer und schließlich hoch nach New York. Diesen ganzen Weg lang flog ihr Luftschiff, die *Assisted Migration*, über Wildgebiete und durch Himmels-Agrikultur-Korridore, und wenn sie weit genug unten blieb (was sie tat), war kaum eine Spur von Menschen zu sehen, nur ein Gebäude hier und da oder ein paar nächtliche Lichter am Horizont. Natürlich gab es zahlreiche andere Fluggeräte am Himmel, von Privatluftschiffen wie ihrem bis zu Frachtzeppelin und Wolkendörfern und allem dazwischen. Zuweilen kam einem der Himmel ganz schön voll vor, aber unter Amelia erstreckte sich ein Nordamerika, das so menschenleer aussah wie vor fünfzigtausend Jahren.

Natürlich entsprach dieser Eindruck nicht im Entferntesten der Realität, und an ihrem Ziel würde sie mit Nachdruck an die tatsächlichen Verhältnisse erinnert werden, doch während der vier Tage, die sie unterwegs war, sah der Kontinent für sie aus wie eine Wildnis. Bei ihrer Cloud-Show ging es darum, die Migration bedrohter Arten in Ökozonen zu unterstützen, in denen sie das veränderte Klima mit größerer Wahrscheinlichkeit überleben würden, weshalb der Anblick des unbewohnten Landes, das Stunde um Stunde unter ihr vorbeizog, nichts Ungewöhnliches für sie war. Aber trotzdem machte ihr dieser Anblick immer wieder Mut. Für sie und ihr Cloud-Publikum war nicht zu übersehen, dass es Habitatkorridore gab, die ihren festen Platz auf der Welt hatten und in denen wilde Tiere leben, essen, sich fortpflanzen und in jede Rich-

tung bewegen konnten, in die sie das Klima drängte. Sie konnten weiterziehen, um zu überleben. Und einige von ihnen hatten sogar das Glück, dass sie von der *Assisted Migration* ein Stück weit mitgenommen wurden.

Die derzeitige Reise hatte Amelia über dem Greater-Yellowstone-Ökosystem begonnen, das eines ihrer liebsten war. Durch die Ultra-zoom-Kameras sah ihr Publikum Elchherden, denen Wolfsrudel nachstellten, und Mabel und Elma, eine Grizzly-Mutter mit ihrem Jungen, die schon einmal in der Show vorgekommen war. Dann kamen die High Plains, die schon weitgehend von Menschen verlassen gewesen waren, bevor man die Korridore eingerichtet hatte, und auf denen nun vor allem große Büffel- und Wildpferdherden lebten. Dann die zerklüfteten Grate des nördlichen Ozark-Plateaus, grün und knorrig, gefolgt von den weiten, verzweigten Flutebenen des Mississippi, über denen dichte Vogelschwärme flogen. Hier hatte Amelia innegehalten, um Bilder von einem Wolkendorf aufzufangen, das über einem großen Apfelhain herunterging, ihn von oben aberntete, indem es Kellen und Netze herabließ, und mit seiner Ernte weiterflog, ohne aufgesetzt zu haben. Es folgten die sanften Hügel Kentuckys, wo Nordamerikas große östliche Laubwälder die Welt mit einem endlosen Blätterteppich überzogen.

Hier, während sie sich der Delaware Gap näherte, ging sie so weit hinunter, dass sie sich die Baumwipfel genauer ansehen konnte: ein wogendes Blätterdach aus Eichen, Walnussbäumen und Ulmen. Hundertfünfzig Meter waren genau die richtige Höhe, um Landschaften zu betrachten, und das galt um so mehr, wenn eine gutaussehende Frau mit einem langen Kabel aus der Gondel eines Luftschiffs hinabgelassen wurde wie ein unter einem Baum baumelndes Gibson-Girl, nur dass sie in diesem Fall eben über dem Baum baumelte. Heute in einem roten, ärmellosen Kleid; und natürlich gab es Zuschauer, die darauf hofften, dass sie in einem Anfall von Begeisterung das Kleid ausziehen und zwischen die Bäume hinabflattern lassen würde, in das Laub, das schon teilweise eine dazu passende Herbstfärbung angenommen hatte. Aber das hatte sie nicht

vor, diesen Teil ihrer Karriere hatte sie hinter sich, wie sie ihrer Produzentin Nicole immer wieder erklärte. Trotzdem würde sie in dem Kleid ziemlich gut zu sehen sein, und wenn es das eine oder andere Mal vom Wind angehoben wurde, tja, so etwas kam eben vor.

Unter ihrem Luftschiff zu baumeln war eines von Amelias Markenzeichen. Nun tat sie es also wieder und überließ die *Assisted Migration* dabei ihrem höchst fähigen Autopiloten Franz. Sie schaukelte in ihrem Sitz hin und her, legte sich in die Seile, bis sie wie ein Pendel über dem endlosen, wogenden Flickenteppich aus Herbstlaub schwang und in der rauschhaften Schönheit der sichtbaren Dinge badete.

Dann jedoch meldete sich Franz in ihrem Kopfhörer zu Wort und teilte ihr mit, dass der Motor, der benötigt wurde, um sie wieder in die Gondel hochzuziehen, mal wieder kaputt war. Das kam ab und an vor, wenn das Kabel ganz entrollt war. Sie saß also hier unten fest – verdammt!

Das geschah nicht zum ersten Mal. Amelias Produzenten hatten ihr versichert, dass der Fehler behoben war, aber jetzt baumelte sie wieder hier, zweihundert Meter unter dem Luftschiff und knapp oberhalb der Baumwipfel. Und ihr wurde im Wind langsam kalt. Sie konnte schlecht den ganzen Weg bis nach New York in der Luft hängenbleiben. Ein Problem.

Doch Amelia war an derartige Situationen gewöhnt; nicht umsonst nannte man sie Amelia Smart; und ihre Verbindung zu Franz war hervorragend. Es ging nur ein leichter Wind, und so, nachdem sie die Lage erörtert hatten, ließ Franz das Luftschiff tiefer gehen, bis Amelia mit den Füßen zwischen den Zweigen und Blättern der Wipfel herumstochern konnte. Schließlich stieß sie an einer Ulme auf einen hohen Ast, auf den sie sich stellen konnte. Jippie! Dort ruhte sie sich etwas aus, wie eine Dryade, hüfttief im Blattwerk, und blickte mit verwegendem Lächeln zur *Assisted Migration* und ihren vielen Kameradrohnen empor.

»Dann schaut mal alle her, Leute«, sagte sie. »Ich glaube, Franz und ich haben eine Lösung für unser Problem gefunden. Oh, seht



mal, ein Eichhörnchen! Entweder ein rotes Eichhörnchen oder ein Grauhörnchen. Die sind nicht so leicht zu unterscheiden, wie man dem Namen nach meinen sollte.«

Franz ging noch tiefer, sodass sich das Kabel, an dem Amelias Schaukel hing, neben ihr in einer Schlaufe zwischen die Wipfel senkte, das Luftschiff den ganzen Himmel über ihr ausfüllte und die Gondel sie beinahe am Kopf traf. Sie duckte sich, besprach sich hektisch mit Franz, dann öffnete sich neben ihr langsam die Bodenklappe der Gondel und drückte sich ins Blattwerk, bis sie den Rand greifen und sich in den Laderaum ziehen konnte. Dort schnallte sie ihr Geschirr ab und zog das Kabel von Hand ein, wobei sie einige Male kräftig zerren musste, um es von den Ästen loszureißen. Nachdem sie es schließlich ganz eingeholt hatte, wies sie Franz an, die Klappe zu schließen und aufzusteigen, während sie selbst nach oben ging, um sich eine heiße Schokolade zu verabreichen.

Das Feedback verriet ihr, dass ihrem Publikum dieses Zwischenspiel gefallen hatte, auch wenn es wie immer ein paar bemitleidenswerte Zuschauer gab, die sich darüber beklagten, dass sie ihre Kleider anbehalten hatte, darunter auch ihre Produzentin Nicole, die Amelia davor warnte, dass sie ihre Zuschauer verlieren würde. Amelia strafte alle diese Leute, vor allem aber Nicole, mit Nichtachtung. Und weiter ging der Flug. Über die struppigen Pine Barrens, dann entlang der grünen, leeren Küste von New Jersey, die schon vor den Fluten immer wieder überschwemmt worden war, und schließlich hinaus auf den Atlantik.

Und so, erinnerte sie ihr Publikum, waren sie über einen der zahllosen miteinander vernetzten Korridore geflogen, die sich jetzt den Kontinent mit den Städten und Farmen teilten, mit den Highways, den Eisenbahnschienen und den Stromleitungen. Welten, die einander überlappten und überlagerten und mehr durch Zufall eine Megastruktur bildeten: eine Post-Kohlenstoff-Landschaft. Jedes ihrer zahlreichen Netzwerke erfüllte seine Funktion bei dem großen Tanz, und die Habitatkorridore verschafften ihren horizontalen Brüdern und Schwestern, wie Amelia sie in ihrer Show

nannte, Platz zum Leben. Alle Lebewesen machten einen guten Gebrauch von den Korridoren, die, wenn auch keine reine Wildnis, dann doch wildnisähnlich waren, und es war leicht, sich der Begeisterung über diesen Erfolg hinzugeben, während man in hundertfünfzig Meter Höhe über sie hinwegflog. Kritiker ihrer Show – und der Migrationshilfe generell – wiesen allerdings unermüdlich darauf hin, dass Amelia, so wie die bevorzugten Objekte ihres Interesses, auch nur ein weiteres charismatisches Stück Megafauna war, das über dem essenziellen Wurzelwerk aus Flechten, Pilzen, Bakterien und Naturschutzgesetzen dahinflog, über all der aufwändigen Fotosynthese und Verstaatlichung von Land, die so viel komplizierter war, als sie sich auch nur zu bemerken herabließ. Nun, auch für all das hatte sie ihren Beitrag geleistet, wie jeder wissen konnte, der sich mit ihrer Vergangenheit befasste, und jetzt war es eben Zeit für sie zu fliegen.

Franz steuerte das Luftschiff ein gutes Stück über den Atlantik hinaus, ehe er nach links schwenkte und nordwärts Richtung New York weiterflog. Dort, wo New Jersey und Long Island aufeinandertrafen, tauchte die winzige graue Naht der Verrazano Narrows Bridge auf, und nördlich davon kam bald die große Stadt in all ihrem überfluteten Glanz in Sicht, ein Flickenteppich unter einer lockeren Decke aus weißen Meereswolken. Der Hafen von New York war ein von Menschen geprägter Ort, daran bestand kein Zweifel, auch wenn es sich zugleich um eine Ökozone handelte: das erstaunliche Mannhatta-Ökosystem. Aber das menschliche Element dominierte. Ehrfurchtgebietend; erhaben; sogar erfrischend nach den endlosen Laubwäldern des Ostens und der Hochebenen. Von oben sah der große Hafen wie ein Modell seiner selbst aus, ein Gewirr aus kleinen Gebäuden und Brücken, eine komplizierte Anordnung grauer geometrischer Körper. Lower Manhattan stand unter Wasser und war nur ein kleiner Fleck in der großen Bucht, doch wegen der dicht stehenden Wolkenkratzer und der umgebenden Hafenanlagen ließen sich die früheren Umrisse der Insel noch immer leicht erkennen. Upper Manhattan lag nach wie vor über

dem Meeresspiegel, und dort drängten sich die Gebäude nun dichter denn je, darunter etliche neue Superwolkenkratzer: die bunten, wohlgeformten, graphenierten Türme nördlich des Central Park, die weit höher in den Himmel reichten als alles, was es jemals in Downtown oder Midtown gegeben hatte. Wodurch Lower Manhattan noch tiefer versunken wirkte, als es tatsächlich der Fall war.

Mit dem gleichen Staunen, das auch Manhattan-Touristenführer zur Schau stellten, berichtete Amelia ihrem Publikum von dem, was sie gerade sah. »Seht ihr, wie man Hoboken wiederaufgebaut hat? Eine ganz schöne Wand von Superwolkenkratzern ist das! Schauen aus wie ein Ausläufer der Palisades, der während der Eiszeit nicht abgetragen wurde. Schade um die Meadowlands, die waren eine tolle Salzmarsch, aber andererseits machen sie sich als Erweiterung der Bucht auch sehr gut, nicht wahr? Und der Hudson ist wirklich eine mit Meerwasser gefüllte Eisrinne. Kein gewöhnliches Flussbett. Der mächtige Hudson, hui! Das hier ist einer der größten Zufluchtsorte für wilde Tiere auf der Erde, Leute. Auch hier überlappen sich die Lebensräume mal wieder.« Sie schwenkte die Kamera Richtung Osten. »Brooklyn und Queens bilden eine sehr seltsame Bucht. Für mich sieht es aus wie eine Art rechteckiges Korallenriff, das bei Ebbe zum Vorschein kommt.«

Franz brachte die *Assisted Migration* langsam über den Überresten von Governors Island herunter, also sagte sie: »Das kleine Stück Governors Island, das sich noch über Wasser befindet, ist eigentlich die ursprüngliche Insel. Den Teil, der jetzt unter Wasser liegt, hat man mit der Erde aufgeschüttet, die beim Bau der U-Bahn unter der Lexington Avenue angefallen ist.« In diesem Moment teilte ihr Nicole per Textnachricht mit, dass es Zeit war, zum Ende zu kommen. »Na schön, Leute, es war toll, euch dabei zu haben. Danke, dass ihr mich auf meiner Reise begleitet habt!« Ihre Cloud-Zahlen sahen gut aus; während des Fluges hatte sie im Durchschnitt zweiunddreißig Millionen Zuschauerinnen und Zuschauer gehabt, die Hälfte davon aus dem Ausland. Das machte sie zu einem der größten Cloud-Stars überhaupt, und unter denen,

die sich auf Umweltthemen konzentrierten, war sie wahrhaft der schwarze Schwan. »Ich hoffe, ihr schaut wieder rein. Jetzt fliegen wir erstmal über den Twenty-Third-Street-Kanal ein. Ich weiß nie, wie ich die Dinger nennen soll. In Lower Manhattan achten die Leute sehr darauf, nicht mehr von Straßen zu reden. An so was erkennen sie, dass man von außerhalb kommt. Andererseits komme ich ja auch von außerhalb, also was soll's.«

Franz ließ sie an den Wolkenkratzern Downtown vorbei schweben, dann steuerte er das Schiff Richtung Osten zum alten Met Life Tower. Amelia sah bereits die kleine, vergoldete Pyramidenkuppel auf seiner Spitze, die sich über den Madison Square erhob. Es gab eine ganze Reihe höherer Gebäude rund um die Bucht, aber der Tower war hier nach wie vor das beherrschende Element.

Amelia kündigte ihr Eintreffen an. »Vlade, ich komme aus Richtung Westen. Bist du bereit?«

»Jederzeit«, antwortete Vlade nach einer kurzen Pause.

Über Manhattan war der Wind manchmal launisch, aber heute lief Amelia auf einem stetigen Ostwind mit etwa zehn Knoten ein. Es sah nach Flut aus; das Wasser reichte in den großen Kanälen bis zum Central Park. Bei Ebbe befand sich die Wassergrenze in der Nähe des Empire State Building, das nun zu ihrer Linken aufragte. Sie hatte darüber nachgedacht, dort zu wohnen, da es einen deutlich höheren Luftschiiffmast besaß, aber das alte Hochhaus war gerade ziemlich angesagt, und auch wenn Amelia einer der berühmtesten Cloud-Stars war, konnte sie sich dort keine Wohnung leisten. Außerdem gefiel ihr der Met Life Tower ohnehin besser.

Franz und der Mast übernahmen. Die Turbinen des Luftschiiffs brummten, die Gondel gierte und neigte sich, das Zischen von Luft und ausströmendem Helium gesellte sich zu dem Rauschen des Windes und den allgemeinen Hintergrundgeräuschen, den Wispern tausender Wellen, die gegen Gebäude klatschten, den Bootsmotoren und Hupen, dem übliche Lärm der Stadt. Ach ja: New York! Wolkenkratzer und das alles! Amelia war in Grants Pass, Oregon, geboren und aufgewachsen, daher liebte sie New York lei-

denschaftlich, viel mehr als die Einheimischen, die einfach nicht wussten, was sie daran hatten. Die Leute, die wirklich von hier waren, waren wie Fische im Wasser, nichtsahnend und unbeeindruckt.

Als sich die *Assisted Migration* am Mast verankerte, schwankte sie ein wenig. Sofort schob sich der Schlauchsteg des Met unter dem Rand der Kuppel hervor und zu ihr hoch und saugte sich an der Steuerbordtür fest. Die Innentür öffnete sich, und mit einem kurzen Rauschen glich sich der Druck aus. Amelia griff nach ihrer Tasche, stieg die aufblasbare Treppe und anschließend die Wendeltreppe in der Spitze des Gebäudes hinab, um dann mit dem Fahrstuhl zu ihrer Wohnung im vierzigsten Stock zu fahren, von der aus sie einen weiten Blick nach Süden und Osten hatte. Home sweet home!

In ihrer winzigen Wohnung hatte Amelia sogar eine winzige Küchennische, aber wie die meisten Bewohner des Met aß sie gewöhnlich unten im Speisesaal zu Abend. Also ging sie nach dem Duschen zum Essen runter. Wie immer waren Speisesaal und Gemeinschaftsraum rappellvoll, Hunderte von Menschen standen in den Essenschlangen und drängten sich an den langen Tischen, redeten und aßen. Amelia fühlte sich an Kaulquappen in einem Teich erinnert. Einige Leute winkten ihr zu und ließen sie dann in Ruhe, und genauso gefiel es ihr.

Vlade saß an seinem Tisch am Fenster mit Blick auf das Bacino, zusammen mit einer Frau, die Amelia nicht kannte.

Sie ging zu ihm, und er stellte sie einander vor. »Viertausendzwanzig, das hier ist Zweitausendvierzig. Haha. Amelia Black, Inspektorin Gen Octaviasdottir.«

»Nett, dich kennenzulernen«, sagte Amelia, während sie Gens Hand schüttelte. Die Polizistin erwähnte, dass sie Amelias Show gesehen habe. »Danke«, sagte Amelia. »Das weiß ich zu schätzen. Wann bist du hier eingezogen?«

»Vor sechs Jahren«, erwiderte Gen. »Als meine Mutter krank wurde, bin ich zu ihr gezogen, um ihr zu helfen. Und nach ihrem Tod bin ich dann geblieben.«

»Oh, das tut mir leid.«

Gen zuckte mit den Schultern. »So etwas ist hier offenbar gar nicht so ungewöhnlich.«

Die Köche riefen mit einer Klingel die letzte Bestellung aus, und Amelia stand auf, um nachzusehen, was es noch gab. »Diese Klingel löst bei mir inzwischen Pawlow'sche Reflexe aus«, sagte sie. »Immer wenn ich sie höre, bekomme ich einen Mordshunger.«

Sie kehrte mit einem Salatteller und dem zurück, was sie aus mehreren fast leeren Schüsseln gekratzt hatte. Während sie sich über ihr Essen hermachte, redeten Valde und Gen über Leute, die Amelia nicht kannte. Offensichtlich war irgendwer verschwunden. Dann, als sie aufgegessen hatte, sah sie auf ihrem Armband nach Cloud-Mails und musste lachen.

»Was ist los?«, fragte Vlade.

»Tja, ich dachte, ich würde ein Weilchen hier sein«, sagte Amelia. »Aber das hier klingt zu gut, um es sausen zu lassen. Man bittet mich darum, bei einer weiteren Migration zu helfen.«

»Also das, was du immer machst?«

»Ja, aber diesmal geht es um Polarbären.«

»Das macht natürlich was her«, bemerkte Gen.

»Wo kann man die denn hinbringen?«, fragte Vlade. »Auf den Mond?«

»Nun, weiter nach Norden können sie natürlich nicht. Also wollen sie sie in die Antarktis bringen.«

»Ich dachte, die wäre auch abgeschmolzen.«

»Nicht völlig. Wahrscheinlich kommen sie dort gut zurecht, aber ich weiß nicht – man kann nicht einfach Raubtiere vom oberen Ende der Nahrungskette verpflanzen. Die brauchen etwas zu essen. Wartet, ich frage mal nach.« Über ihr Pad rief Amelia Nicole an, die sofort ranging.

»Amelia, ich hatte gehofft, dass du anrufst! Was hältst du davon?«

»Ich halte es für verrückt«, sagte Amelia. »Was sollen die dort unten essen?«

»Hauptsächlich Weddellrobben. Wir haben das analysiert, es gibt reichlich Biomasse. Die Zahl der Orcas ist geschrumpft, deshalb gibt es mehr Robben. Ein neues Raubtier am oberen Ende der Nahrungskette sorgt vielleicht dafür, dass es nicht zu viele werden. Gleichzeitig gibt es nur noch etwa zweihundert wilde Polarbären in der gesamten Arktis, und die Leute dort sind total panisch. Als Wildtiere stehen sie kurz vor dem Aussterben.«

»Und wie viele sollen verlegt werden?«

»Für den Anfang um die zwanzig. Wenn du mitmachst, würdest du sechs transportieren. Deine Zuschauer wären hin und weg.«

»Die Verteidiger werden es hassen.«

»Ich weiß, aber wir haben vor, das Ganze zu filmen und dann erst später in der Cloud freizugeben. Und wir halten den Standort der Bären in der Antarktis geheim.«

»Trotzdem werden sie mich dafür noch jahrelang drangsaliieren.«

»Aber das machen sie ja ohnehin schon, nicht wahr?«

»Stimmt. In Ordnung. Ich überlege es mir.«

Amelia beendete das Gespräch und blickte zu Vlade und der Polizistin auf. Unwillkürlich lächelte sie.

»Die Verteidiger?«, fragte Vlade.

»Die ›Verteidiger der Erde‹. Sie halten nichts von Migrationshilfe.«

»Die Tiere sollen lieber bleiben, wo sie sind, und sterben?«

»Anscheinend. Sie wollen einheimische Arten in ihren angestammten Lebensräumen. Die Idee ist gut, aber naja.«

»Das Artensterben.«

»Genau. Ich sehe das so: Man rettet so viele wie möglich und kümmert sich später um den Rest. Aber nicht alle sind dieser Meinung. Genau genommen kriege ich ziemlich viel Hasspost.«

Die anderen beiden nickten.

»Die Leute sind immer mit allem Möglichen nicht einverstanden«, sagte Vlade finster.

»Polarbären«, sagte Inspektorin Gen. »Ich dachte, die gäbe es schon gar nicht mehr.«

»Zweihundert ist praktisch so, als ob es sie nicht mehr gibt. Klingt danach, als würden auch sie bald zu den Arten gehören, die es nur noch im Zoo gibt. Wenn die Zoos sie am Leben erhalten können, bis es irgendwann wieder kälter wird, dann wäre das ein ziemlicher genetischer Flaschenhals. Aber naja – besser als die Alternative.«

»Dann machst du es also?«

»Aber ja. Ich meine, wenn das keine charismatische Megafauna ist. Hui!«

»Deine Spezialität«, sagte Vlade.

»Tja, ich mag alles. Alles außer Blutegeln und Moskitos. Erinnerst du dich daran, wie mich mal die Blutegel erwischt haben? War das eklig! Aber die meisten Zuschauer gibt es bei den Folgen, in denen es um die größten Säugetiere geht.«

»Und die sind in den größten Schwierigkeiten, stimmt's?«

»Stimmt. Eindeutig. Sozusagen. Obwohl eigentlich ...« Amelia seufzte. »Eigentlich stecken alle in Schwierigkeiten.«



Draußen ist das, was man durchqueren muss,  
um von seiner Wohnung in ein Taxi zu kommen.  
... sagte Fran Lebowitz

## g) CHARLOTTE

Charlotte Armstrongs Wecker klingelte, und sie stach mit dem Finger auf ihr Armband ein. Zeit, nach Hause zu gehen. Unglaublich, wie schnell die Zeit verging, wenn man mehr davon brauchte. Sie hatte den Nachmittag mit dem Versuch verbracht, den Fall einer Familie aufzudröseln, die behauptete, zu Fuß von Pennsylvania über New Jersey nach New York gekommen zu sein; sie erzählten diese Geschichte, ohne einen Gedanken daran zu verschwenden, was an ihr alles unmöglich war, und beharrten einfach darauf, es geschafft zu haben; sie konnten nicht erklären, wie sie die Checkpoints und die Sümpfe umgangen hatten, die Banditen und die Wölfe – nein, davon hätten sie nichts gesehen, sie wären bei Nacht gegangen, übers Wasser wahrscheinlich, bis sie, siehe da, plötzlich auf Staten Island waren, wo sie ein Streifenpolizist aufgelesen und nach ihren Papieren gefragt hatte. Die sie nicht hatten.

Charlotte hatte den ganzen Nachmittag mit ihnen in der Abstellkammer der Einwanderungsbehörde gegessen. Sie hatten ziemliche Angst. Offenbar wussten sie wirklich nicht, wo oder wie sie die Grenze überquert hatten, auch wenn das absurd war, aber an Menschen war so einiges absurd, also konnte es sogar stimmen. Vielleicht waren sie einfach immer weitergegangen, Nacht für Nacht, einen Schritt nach dem anderen, wie Blinde. Sie hatten ein billiges Armband dabei, aus dem sich ihr tatsächlicher Weg vielleicht rekonstruierten ließ, wie Charlotte ihnen gegenüber angedeutet hatte. Allerdings war der Fall bisher nicht ernst genug, damit die Einwanderungsbehörde das Armband beschlagnahmte; das Recht auf Privatsphäre stand gegen das Einwanderungsrecht, wobei der Finger im Interesse der öffentlichen Sicherheit praktisch immer

zugunsten erhöhter Vorsicht auf die Waagschale drückte. In Wirklichkeit war jeder dieser Fälle ein Test. Charlotte hatte ihnen das alles erklärt, aber sie hatten sie nur angestarrt. Wenn sie überhaupt eine Chance haben sollten, musste sie sie im Gerichtssystem repräsentieren. So lief das nun mal, meistens zumindest. Sie hatte das schon tausend Mal miterlebt. Es war ihre Arbeit. Früher hatte sie sie für die Stadt gemacht, jetzt für eine Art öffentlich-privates Zwischending, eine Stadtagentur oder eine Nichtregierungsorganisation oder was auch immer; sie war dafür da, Mietern, Papierlosen, Obdachlosen, Wasserratten, Enteigneten zu helfen. So etwas als Householder's Union zu bezeichnen, war bestenfalls eine Absichtserklärung, ein hehres Ziel.

Gerade, als sie ihre Sachen zusammenpackte, um nach Hause zu fahren, kam Tanganyika John, die Sekretärin der Bürgermeisterin, herein und fragte, ob Charlotte kurz überkommen und der Bürgermeisterin bei etwas helfen könne, eine wichtige Angelegenheit, die sich aber offenbar nicht so genau beschreiben ließ. Das machte Charlotte misstrauisch, so wie Tanganyika selbst, eine ziemlich hochnäsige Frau, sie misstrauisch machte. Ihre einzige Aufgabe bestand darin, der Bürgermeisterin zur Hand zu gehen, was bedeutete, dass sie eines der Bollwerke war, die die Bürgermeisterin routinemäßig um sich herum errichtete. Sie hatte einige Leute in ihrem Stab, die mehr oder minder das Gleiche taten und nur dazu dienten, ihren guten Ruf zu wahren, während die Stadt unter ihr ächzte und stöhnte. Aber gut. Dass das Bürgermeisteramt in aller Selbstherrlichkeit ausgeübt wurde, hatte in New York eine lange Tradition.

Charlotte willigte mit dem Maß an Höflichkeit ein, das sie gerade noch aufbringen konnte, und folgte Tanganyika über den Korridor zu dem Aufzug, der sie in den Verwaltungspalast der Bürgermeisterin auf der Penthouse-Etage brachte. Dort baten sie drei weitere Assistenten von Tanganyikas Zuschnitt darum, der Bürgermeisterin beim Verfassen einer Presseerklärung zu helfen, in der sie erklärte, warum sie zum Wohle all jener, die bereits in der Stadt lebten, Einwanderungsquoten festschreiben musste.

Charlotte winkte ab. »Damit würden Sie Bundesrecht brechen«, sagte sie. »Die wachen eifersüchtig über ihr Recht, solche Gesetze zu erlassen. Und im Übrigen vertrete ich genau die Leute, die Sie draußen zu halten versuchen.«

O nein, das stimmt so nicht, erklärten sie verlogen, als die Bürgermeisterin hereinrauschte, um von Charlotte das Gleiche noch einmal zu verlangen. Galina Estaban: von außen wunderschön, aalglatt im Verhalten, von der Einstellung her arrogant und dumm in ihren Taten. Charlotte war immer mehr überzeugt davon, dass Arroganz nicht nur mit Dummheit einherging, sondern ein Ausdruck von Dummheit war, eine Folge von Dummheit. Jedenfalls stand sie jetzt da, die leibhaftige Galina, und wiederholte ihre Forderung, als könnte Charlotte ihr gegenüber nicht nein sagen, obwohl sie nun schon seit fast zehn Jahren verfeindet waren. Galina schien der Meinung zu sein, dass es wirklich so etwas wie *beste Feinde* gab, dass dieser Ausdruck nicht bloß Heuchelei war; andererseits war sie eine Heuchlerin, also traf er auf sie vielleicht sogar zu. Jedenfalls räumte Charlotte umgehend mit dem Irrtum auf, dass eine persönliche Bitte einem derartigen Anliegen mehr Gewicht verlieh. Daraufhin brabbelte Galina irgendetwas davon, dass sie doch die Grenzen dieser großartigen Stadt verteidigen müssten, die ihnen beiden so am Herzen lag.

»Man kann keine Grenzen verteidigen, die es nicht gibt«, sagte Charlotte.

Galina runzelte die Stirn und zog sogar einen Schmollmund. Tja, so hatte sie es zur Bürgermeisterin gebracht – mit der Methode, angesichts von Widerständen niedlich die Lippen zu schürzen. Zur Antwort bedachte Charlotte sie mit einem eisigen Blick. Jetzt täuschte Galina Geduld und Belustigung vor, aber Charlotte erkannte das Funkeln in ihren Augen, das verriet, dass es sich hier um eine weitere kleine Verwundung in ihrem langen Kampf handelte, eine Riposte, die in einer Reihe mit all dem stand, was bereits geschehen war. Es war Galina gewesen, die die Einwanderungsbehörde über die Planke geschickt hatte. Nun war sie eine Kombination

aus öffentlicher und privater Einrichtung, das Schlimmste beider Welten!

»Wir müssen dieses Problem irgendwie in den Griff bekommen«, sagte Galina, deren Miene sich mit einem Mal verfinsterte. »Wenn man die Leute zu dicht packt, kann die Lage explodieren.«

»Das hier ist New York«, erwiderte Charlotte. »New York ist eine Einwandererstadt. Man kann sich nicht aussuchen, wie viele kommen.«

»Wir können die Zahlen beeinflussen.«

»Nur, indem wir die Leute schikanieren.«

»Zu erklären, warum wir Quoten brauchen, hat nichts damit zu tun, Leute zu schikanieren.«

Charlotte zuckte mit den Schultern und verabschiedete sich. »Ich würde meine Zeit nicht mit so etwas verschwenden«, riet sie der Bürgermeisterin im Gehen.

Sie stapfte über die Hochbrücken nach Hause und blickte dabei auf das bunte Treiben in den Kanälen hinunter. Seit ihrem Ausflug mit Inspektorin Gen ging sie zu Fuß zur Arbeit und zurück, und jeden Tag fand sie neue, verschlungene Hochwege. Die ursprüngliche High Line stand schon lange unter Wasser und lebte gerade ihr drittes Leben als Austerbank. Die jetzigen Hochbrücken reichten von Bürgersteigen direkt oberhalb der Hochwassermarken bis zu langen Stegen im vierzigsten und fünfzigsten Stock; fast alle davon durchsichtige Plastikröhren, die mit leichten, haltbaren Graphen-Verbundstoffgeflechten verstärkt waren, sodass man damit vier bis fünf Häuserblocks überspannen konnte. Vor ihrem Spaziergang mit Inspektorin Gen hatte Charlotte fast immer den Vaporetto Nummer 4 zur Arbeit und zurück genommen, aber die Kanäle waren zu diesen Zeiten so verstopft, dass sie nicht selten Fußgänger auf den Bürgersteigen beobachtet hatte, die ein gutes Stück schneller vorankamen. Außerdem war das Laufen auch besser für ihre Gesundheit, zumindest solange ihre Füße es mitmachten. Natürlich musste sie sich dazu aufraffen, täglich beide Strecken zu Fuß zu gehen, und sie war sich nicht sicher, ob es funktionieren

würde, aber immerhin brachte es sie dazu, in neuer Weise auf sich zu achten. Lass das Dessert weg, dann musst du es nicht von der Arbeit nach Hause tragen und hast weniger Schmerzen! Schmerz, der einen zum Handeln anspornte – o ja, das kannte sie gut.

Sie kam gerade rechtzeitig nach Hause, um sich umzuziehen und vor dem wöchentlichen Vorstandstreffen noch schnell etwas im Speisesaal zu essen. Ein wenig fühlte es sich an, als würde sie in ihrer Freizeit das Gleiche wie bei der Arbeit machen. Ob auf städtischer Ebene oder auf der des Gebäudes – der unterschiedliche Maßstab führte zwar zu unterschiedlichen Problemen, aber so unterschiedlich waren sie dann auch wieder nicht. Gut, sie hatte sich freiwillig für den Vorstand gemeldet, als man dort wegen einer Klage dringend Unterstützung gebraucht hatte. Und auch wenn diese Arbeit ihrem täglichen Broterwerb glich, war sie trotzdem interessant. Was meistens auch für ihren täglichen Broterwerb galt. Sie musste nur ihren Blutzuckerspiegel etwas hochputschen, dann würde es schon wieder gehen.

Das war allerdings gar nicht so leicht zu bewerkstelligen, da die Essensschüsseln fast alle leer waren, als sie in den Speisesaal kam. Sie musste die letzten Reste aus den Ecken kratzen, ja, eigentlich hätte sie auch gleich das Gesicht in die Salatschüssel hängen und sie wie ein Hund ausschlüpfen können, so wie die beiden Jungs vor ihr in der Schlange. Verdammt noch mal, die leckten die Schüsseln völlig aus! Es war wirklich besser, pünktlich zum Abendessen zu kommen, wie jeder wusste; in der halben Stunde, bevor die Kantine öffnete, bildete sich immer schon eine lange Schlange. Wenn es um etwas Wichtiges ging, waren die Hausbewohner zur Stelle, was bedeutete, dass niemand beim Vorstandstreffen sein würde. Vermutlich wäre es wirklich besser, wenn sie versuchten, die Zahl der Bewohner auf die Höchstkapazität herunterzuschrauben. In dieser Hinsicht hatte Charlotte Fehler gemacht; sie neigte von Berufs wegen dazu, Menschen aufzunehmen, aber in anderen Zusammenhängen war das keine so gute Idee. Zu viele Mäuler zu stopfen, ein überfüllter Speisesaal, alles sehr laut, Leute, die an die

Wand gelehnt auf dem Boden saßen, die Teller auf dem Schoß, die Gläser neben sich. Sie machte es jetzt genauso, setzte sich umständlich hin, erschöpft und in dem Wissen, dass es ihr schwer fallen würde, wieder hochzukommen. Das war einer der Gründe dafür, dass sie abends Hosen trug.

Und dann rauf in den dreißigsten Stock, wo der Vorstand ein Verwaltungszimmer für das Gebäude hatte. Charlotte kam nur geringfügig zu spät, was in Ordnung gewesen wäre, hätte sie nicht wieder die Redeleitung gehabt. Die anderen saßen herum und redeten über die beiden Vermissten. Sie setzte sich ebenfalls, und alle starrten sie an.

»Was denn?«, fragte sie.

»Unserer Meinung nach sollte von jetzt an niemand mehr in der Farmetage wohnen dürfen«, teilte Dana ihr mit.

Die anderen sahen Charlotte an, als rechneten sie mit Widerspruch – vermutlich weil sie sich damals dafür ausgesprochen hatte, die beiden dort wohnen zu lassen.

»Und warum?«, fragte sie, mehr, um mit den Erwartungen der Leute zu spielen.

»Wie wir gesehen haben, ist es im Gewächshaus einfach nicht sicher«, sagte Mariolino. Er war in diesem Jahr Schriftführer.

Charlotte zuckte mit den Achseln. »Ich habe kein Problem damit, die Farm außen vor zu lassen. Das war nur ein Überlaufventil.«

Die anderen waren sichtlich erleichtert, das zu hören. Nachdem nun auch Alexandra eingetroffen war, waren fünf Personen anwesend, also gingen sie die Tagesordnungspunkte durch. Lärmbeschwerden, die Reihenfolge im Bootshaus, die Forderung nach einem größeren Frachtaufzug (Vlade verdrehte die Augen, wies auf die Maße des Fahrstuhlchachts hin und überlegte laut, ob eine höhere Kabine den Beschwerdeführer glücklich machen würde), eine Auseinandersetzung über die Beitrags-Arbeits-Formel, weil jemand der Meinung war, dass er dafür, dass er den Boden auf seinem Stockwerk reinigte, Arbeitspunkte verdiente. Ihr Verhältnis zur Lower Manhattan Mutual Aid Society, deren Abkürzung LMMAS

je nach Stimmung entweder als »Lemmas« oder »LMAA« ausgesprochen wurde und bei der es sich um die größte Organisation unter den zahllosen Genossenschaften und Verbänden in Downtown handelte, eine Art Dachverband für die gefluteten Bereiche. Die offiziellen und die inoffiziellen Wechselkurse zwischen dem Dollar und den Lemmas-Blockhalsbändern wichen so weit von einander ab, dass die LMMAS vorgeschlagen hatte, den offiziellen Kurs einfach abzuschaffen und den Dingen ihren Lauf zu lassen. Sie mussten versuchen, die nasse Währung so stark wie möglich zu halten, wenn aus ihr überhaupt etwas werden sollte. Und sie brauchten diese Währung. Also: Währungspolitik. Auch das eine Gebäudeangelegenheit.

Und so ging es weiter mit der Organisation ihres kleinen Stadtstaats. Wohnung 428 stand seit dem Tod von Margaret Baker leer. Ihre Erben, die in Denver lebten, wollten nicht einziehen und die Wohnung lieber verkaufen. Marges Vertrag mit der Genossenschaft war in Stein gemeißelt, das wusste Charlotte, weil sie damals bei seiner Formulierung mitgeholfen hatte, weshalb die Familie in Denver ihnen die Wohnung für hundert Prozent des Betrags, mit dem Marge sich eingekauft hatte, zurückverkaufen konnte. Das war nur fair. Die Genossenschaft hatte für solche Rückkäufe Reserven angelegt, also würde es da wohl keine Probleme geben.

Aber dann sagte Dana: »Wenn wir sie ihnen abkaufen und dann an Nichtmitglieder vermieten, bekommen wir den Rückkaufpreis innerhalb von etwa zehn Monaten wieder rein und machen ab dann Gewinn.«

»Zehn Monate?«, fragte Charlotte.

Alexandra und die anderen nickten. Die Mieten in Lower Manhattan gingen gerade durch die Decke. Die Leute fühlten sich wohl in Supervenedig, was zu einem Anstieg der Wohnraumpreise führte. Angeblich nannte man das auch »Ventilation der Gezeitenzone«.

»Ventilation«, sagte Charlotte im gleichen Tonfall, in dem Vlade das Wort »Schimmel« ausgesprochen hätte. »Ist das nicht einfach



Inflation? Oder Spekulation? Ich dachte, die Zweite Welle hätte uns vor all dem bewahrt.«

Nicht auf ewig, erklärte man ihr. Das Kanalleben kam den Leuten offenbar wie eine spannende Sache vor. Für die Touristen waren die Mühen des Alltags nicht ersichtlich, ebenso wenig wie für diejenigen, die reich genug waren, um sich von diesen Mühen freizukaufen.

»Zu den reichen Leuten, die sich hier einkaufen wollen, gehört übrigens auch Amelia Black«, bemerkte Vlade. »Ihre Wohnung und ein Anlegeplatz am Luftschiffmast. Sie meinte, das wäre finanziell nicht ganz leicht für sie, was mich überrascht hat, aber sie will wohl was Eigenes in New York, und hier gefällt es ihr.«

»Würde sie in der Genossenschaft mitarbeiten?«, fragte Charlotte skeptisch. »Ist sie nicht viel unterwegs?«

»Sie hat gesagt, dass sie mitarbeiten würde. Und ich bin mir sicher, dass sie ihren Teil beitragen würde. Ich kenne sie.«

»Aber wäre sie nicht viel unterwegs?«

»Natürlich, das ist schließlich ihre Arbeit. Aber bei Mitgliedern, die, wenn sie da sind, in der Genossenschaft mitarbeiten, ist es aus meiner Sicht nicht weiter schlimm, wenn sie oft weg sind. Das Gebäude wird weniger belastet – weniger Wasser-Strom-Abwasser, mehr Essen für alle anderen.«

Charlotte nickte. Vlade dachte immer im Sinne des Gebäudes, und das wusste sie zu schätzen. »Das kann dann ja der Mitglieder-ausschuss mit ihr klären«, sagte sie.

»Der hat sie mit positiver Empfehlung zu uns geschickt.«

»Okay. Dann lassen wir sie sich einkaufen, wenn sie es empfehlen.«

»Dann sage ich ihr das«, sagte Vlade.

»Wo ist sie gerade?«

»In der Arktis. Fliegt ein paar Polarbären zum Südpol.«

»Echt?«

»Das hat sie mir zumindest erzählt.«

»Ich weiß nicht. Für mich klingt das, als würde sie uns Probleme machen. Aber der Mitglieder-ausschuss hat gesprochen.«

Sie wandten sich anderen Punkten zu und gingen so schnell wie möglich die Tagesordnung durch. Sie alle waren schon lange genug im Vorstand, um das Treffen nicht unnötig in die Länge zu ziehen. Vlade wollte das Kathodenschutzsystem an allen Stahlträgern des Gebäudes ersetzen lassen, er wollte eine neue Abwasseraufbereitungsanlage, um ihre Scheiße besser als Dünger für die Farm verwerten zu können, und er wollte mehr Mitspracherecht bezüglich der Aquakulturen im Bacino. Außerdem wollte er, dass die Stromverbindung zum örtlichen Umspannwerk auf den neuesten Stand gebracht wurde. Der fotovoltaische Anstrich des Gebäudes erzeugte den Großteil ihrer benötigten Elektrizität, trotzdem gab es eine Menge elektrisches Hin und Her zwischen ihnen und dem Werk, dem ein Update abhelfen würde. Das seien die wichtigsten Punkte auf seiner Liste, schloss er. Der letzte Tagesordnungspunkt sei in letzter Minute von Dana eingebracht worden, fügte er hinzu: Es gebe ein Kaufangebot für das Gebäude.

»Wie bitte?«, sagte Charlotte aufgeregt. »Von wem?«

»Das wissen wir nicht. Sie lassen sich von Morningside-Immobilien vertreten und wollen lieber anonym bleiben.«

»Warum denn das?«, rief Charlotte.

Dana warf einen Blick auf seine Notizen. »Das sagen sie nicht. Emmerich vermutet, dass es sich um eine Firma aus dem Cloister Cluster handelt, aber vielleicht nur, weil Morningside dort seine Büros hat. Sie bieten uns etwa das Doppelte von dem, was bei der letzten Schätzung des Gebäudes herausgekommen ist. Vier Milliarden Dollar. Wenn wir das annehmen würden, wären wir alle reich.«

»Einen Scheiß wären wir«, sagte Charlotte.

Schweigen.

»Wir müssen das vermutlich zur Abstimmung stellen«, sagte Mariolino nach einer Weile.

Vlade machte ein finstres Gesicht. »Müsst ihr das?«

»Lasst uns der Sache erst auf den Grund gehen«, sagte Charlotte.

Sie standen auf und stellten sich kurz ans Fenster, um gemeinsam zu überlegen. Die einen tranken Kaffee, die anderen Wein.

Charlotte schenkte sich einen starken Irish Coffee ein; sie wollte sich anregen und betäuben zugleich. Leider ging der Versuch nach hinten los – sie wurde zappelig und verwirrt. Ein Anti-Irish-Coffee, das wäre dann wohl ein English Coffee. »Ich gehe schlafen«, sagte sie griesgrämig.

Als sie in ihre Wohnung kam – bei der es sich genau genommen nur um einen durch Schaldecken abgetrennten Bereich in einem der Schlafsäle handelte, der ein Bett und einen Schreibtisch enthielt –, sah sie auf dem Bildschirm eine Nachricht von Gen Octaviasdottir. Sie tippte sie an, und Gen nahm ab.

»Hi, ich bin's, Charlotte. Was gibt's?«

»Ich wollte mich noch mal wegen der Vermissten melden.«

»Was gefunden?«

»Nicht viel, aber es gibt ein paar Sachen, die ich dir erzählen kann.«

»Morgen beim Frühstück?«

»Alles klar.«

Möglicherweise war es ein Fehler, kurz vor dem Schlafengehen noch jemanden in ihren Kalender und damit ihren Kopf zu lassen, noch dazu, wenn sie gerade einen Irish Coffee intus hatte. Dann konnte es passieren, dass ihr Gehirn wieder hochfuhr und anfang, sich im Kreis zu drehen, um sie durch eine weitere Nacht des Beinahe-Schlummers zu treiben, in der sie immer mal wieder ganz leicht einnickte, bis schließlich die Morgendämmerung ihrem vermeintlichen Schlaf ein Ende bereitete. Tatsächlich fiel sie jetzt aber einfach auf das Bett und schlief tief und fest ein.

Ich liebe alle Taucher.  
... sagte Herman Melville

## h) STEFAN UND ROBERTO

Die Sonne ging unter einem hohen Dach aus ausgefransten, perlmuttfarbenen Wolken auf. Herbst in New York. Zwei Jungen zogen ein kleines aufblasbares Boot unter dem schwimmenden Steg hervor, der vor dem nördlichen Teil des Met lag. Das Gewicht des akkubetriebenen Motors drückte das Heck ins Wasser; der größere der beiden Jungen saß als Gegengewicht im Bug, während sich der kleinere um Steuerruder und Motor kümmerte und sie durch die Kanäle der Stadt lenkte. Richtung Osten, wo die Sonne grell auf dem Wasser schimmerte. Die Flut stand kurz vor dem Höhepunkt, die Morgenluft roch salzig vom schwimmenden Seetang. Sie kamen an der großen Austernbank beim Skyline-Yachthafen vorbei, dann fuhren sie auf den East River hinaus, wo sie sich dicht am Ufer hielten, ihren Weg Richtung Norden fortsetzten und sich dabei von den Verkehrswegen fernhielten, die mit Bojen im Wasser markiert waren. Um neun waren sie bereits an der Turtle Bay vorbei und schickten sich an, auf Höhe der Ninetieth den East River zu überqueren. Stefan blickte in beide Richtungen den Fluss hinunter; aus keiner kam etwas Großes. Roberto gab Gas, und der kleine Heckpropeller hob Stefan ein paar Zentimeter nach oben, während sie über den Fluss sausten.

»Ich wünschte, wir hätten ein Schnellboot, das wäre so cool.«

»Ja. Aber mach jetzt mal etwas langsamer, ich sehe unsere Glocke.«

»Guter Mann.«

Roberto drosselte die Geschwindigkeit, während Stefan einen langen Gummihandschuh überzog. Er beugte sich vor, griff ins Wasser, bekam eine Nylonschnur zu fassen und löste die Schlaufe daran von der Unterwasserboje, die am südlichen Ende des ehemaligen

Ward Island verankert war. Er zog fest. Das andere Ende war durch eine Öse an der Spitze eines großen Kegels aus durchsichtigem Plastik gefädelt, dessen offene Seite, mit einem Eisenring beschwert, nach unten zeigte. Sobald Roberto den Kegel bis knapp unter die Oberfläche gezogen hatte, hievten sie ihn zusammen in den Bug. Dann setzten sie sich auf die dicken, runden Bootsrän der und spähten in die Glocke, um zu sehen, ob sich etwas verändert hatte. Alles sah gut aus, also kroch Roberto unter den Rand, um ihre neuen Sachen mit Klettstreifen an der Innenseite zu befestigen.

»Passt«, sagte er, als er wieder unter der Glocke hervorkam. »Lass uns damit zu Mr. Hexters Stelle fahren.«

Sie surrten die Westküste des Hell Gate entlang und dann zu den flachen Gewässern der südlichen Bronx. Dort kreuzten sie ein bisschen und ließen sich treiben, bis Stefan mit einem Blick auf das GPS an ihrem erbeuteten Armband verkündete, dass sie an der gesuchten Stelle waren. »Ja!«, rief Roberto und warf eine ihrer improvisierten Unterwasserbojen über Bord: zwei Formsteine an einem gestohlenen Nylonseil, an dessen anderem Ende sich die Boje befand, so befestigt, dass sie selbst bei Ebbe noch knapp unter der Oberfläche bleiben würde. Ein X auf der Schatzkarte. Sie vertäuten das Seil, das von der Boje zur Wasseroberfläche reichte, am Boot und sahen sich dann hoffnungsvoll an. Bald würde die Ebbe einsetzen, aber vorerst war der Fluss ruhig. Zeit, sich an die Arbeit zu machen.

Roberto war der Taucher von ihnen beiden; ihr Trockenanzug war zu klein für Stefan. Sie hatten ihre gesamte Ausrüstung unter höchst fragwürdigen Umständen zusammengekratzt, daher konnten sie nicht allzu wählerisch sein. Als Roberto fertig angezogen war, mit Handschuhen und Schutzmaske, hievten sie den Kegel mit dem offenen Ende nach unten über Bord, wobei sie ihn so flach wie möglich zu Wasser ließen, sodass viel Luft in seinem Innern blieb, während er langsam in die trüben Fluten sank. Wie bei einer Taucherglocke war der Kegel nur ein wenig schwerer als der Auftrieb der in ihm gefangenen Luft.

Roberto nahm den Luftschlauch in die eine und die Taschenlampe in die andere Hand und holte noch einmal tief Luft, bevor er sich über den Bootsrand ins Wasser gleiten ließ. Er tauchte nach unten und verschwand mit dem Kopf unter dem Rand der Glocke. Stefan konnte ihn gerade noch erkennen. Kurz darauf kam Roberto an die Oberfläche zurück.

»Alles gut?«, fragte Stefan.

»Alles gut. Mach schon, lass mich runter.«

»Okay. Ich ziehe drei Mal am Luftschlauch, wenn der Sauerstoff knapp wird. Dann musst du raufkommen. Wenn nicht, dann ziehe ich die Glocke hoch.«

»Ich weiß.«

Roberto tauchte wieder unter die Glocke, und Stefan gab mit beiden Händen das Nylonseil aus, sodass die Glocke und Roberto langsam tiefer in den Fluss sanken. Sie hatten das bisher erst ein paar Mal ausprobiert, und es kam ihnen immer noch ein wenig unheimlich vor. Als das Seil schlaff wurde, wusste Stefan, dass die Glocke am Grund angekommen war, wahrscheinlich neben oder sogar über den Formsteinen, die sie versenkt hatten. Ihr Handgelenk-GPS zeigte an, dass sie sich nach wie vor an der richtigen Stelle befanden. Stefan stellte den Regler an der Sauerstoffflasche auf einen Liter pro Minute herunter. Bald würde die Glocke ganz mit Luft gefüllt sein, und er würde um das Boot herum Blasen aufsteigen sehen. Sie hatten die Sauerstoffflasche von einer Nachbarin von Mr. Hexter, einer alten Dame, die immer eine dieser Flaschen zum Atmen brauchte, weshalb die Dinger haufenweise bei ihr herumstanden. Stefan hatte zwei der Luftschlauchsets zusammengeklebt, womit sie zehn Meter Schlauch hatten, und Roberto befand sich gerade fünf bis sechs Meter unter Wasser, also war in dieser Hinsicht alles in Ordnung.

Stefan sah nicht viel von Roberto; auch die Glocke war, erhellt von Robertos Taschenlampe, lediglich ein Schimmer im dunklen Wasser. Aber er wusste, dass Roberto jetzt auf einer Asphaltfläche stand, die früher einmal ein Parkplatz am südlichen Ende der Bronx

gewesen war, und dass er mit seiner Lampe unter der Glocke gut sehen konnte.

Stefan zog am Sauerstoffschlauch. Alles gut?

Roberto zog an seinem Ende. Alles gut.

Dort unten brachte Roberto wahrscheinlich in diesem Moment den Metalldetektor zum Einsatz, nachdem er ihn von der Innenseite der Glocke gelöst hatte. Es war ein Golfier Maximus, den sie aus den Habseligkeiten eines anderen Nachbarn von Mr. Hexter geborgen hatten, eines Kanaltauchers, der kürzlich verstorben war und offenbar keine Familienangehörigen hatte. Mit dem Detektor würde Roberto den unter Wasser stehenden Asphalt abtasten, um festzustellen, ob an der von Mr. Hexter angegebenen Stelle etwas zu finden war.

Und tatsächlich: Unter der Tauchglocke aktivierte Roberto den Detektor, stellte ihn auf »Gold« und zuckte zusammen, als das Gerät unverzüglich zu piepen begann. Er stieß sich den Kopf an der Tauchglocke und rief nach Stefan, was natürlich überhaupt nichts brachte. Also nahm er das Ende des Luftschlauchs und quiekte hinein: »Wir haben's gefunden! Wir haben's gefunden!« Sein Herz pochte wie wild.

Langsam bewegte er den Detektor hin und her. Auf einer Seite der Glocke, da, wo vermutlich Norden war, erklang das Piepen besonders deutlich. Es wurde schneller, nicht lauter, wenn sich der Detektor dem gesuchten Metall näherte; laut war es sowieso. Auch Robertos Herz schlug schneller, und er begann, leicht zu hyperventilieren. »O mein Gott, o mein Gott, o mein Gott«, murmelte er. Er löste eine Farbsprühdose von der Innenseite der Glocke, sprühte einen roten Fleck auf den nassen Boden zu seinen Füßen und sah zu, wie die Farbe Blasen warf und auf dem alten, grobkörnigen Asphalt verlief. Vielleicht würde sie nicht besonders gut halten, vielleicht aber doch. Etwas davon würde bestimmt für später zurückbleiben.

Oben im Boot verstrich für Stefan die Zeit. In der leichten Brise wurde ihm etwas kalt. Einer der coolen Aspekte bei dieser Jagd war,



dass der Ort, den sie untersuchten, ein ehemaliger Parkplatz war, den man auf einer Schutthalde errichtet hatte, was bedeutete, dass die Leute all die Jahrhunderte niemals auf die Idee gekommen wären, dort nach einem gesunkenen Schiff zu suchen, und dass ihnen die Suche, wenn sie darauf gekommen wären, nicht besonders leicht gefallen wäre. Erst nach der Zweiten Welle war diese Gegend in eine Art Naturzustand zurückgekehrt, wenn man das so nennen konnte. Erst danach war es wieder möglich geworden, sich hier auf die Jagd nach einem Schiffswrack zu machen. Das man, wenn man es denn fand, heimlich ausgraben konnte – unter Wasser, sodass niemand etwas davon mitbekommen würde. Ja, das war das Coole an maritimer Archäologie. Es bedeutete, dass einer der größten versunkenen Schätze aller Zeiten vielleicht endlich entdeckt werden würde.

Im Moment jedoch hatte Stefan vor allem den Eindruck, dass Roberto schon ziemlich lange dort unten war. Das Ziffernblatt an der kleinen Sauerstoffflasche zeigte an, dass sie fast leer war. Stefan zog dreimal am Luftschlauch.

Unten bemerkte Roberto das, aber er kümmerte sich nicht weiter darum. Er stellte einen Fuß auf den Schlauch, damit er nicht unter dem Glockenrand wegrutschte. Dann zog er einmal daran. Alles gut.

Stefan zog dreimal zurück, diesmal fester. Die Batterie war beinahe leer, die Sauerstoffflasche ebenfalls, und nun setzte auch noch die Ebbe ein, sodass er den Antrieb brauchte, um das Boot gegen die klatschenden Wellen zu stabilisieren. Dabei musste er genau im Blick behalten, wie straff das Seil an der Glocke, das an der Boje und der Luftschlauch gespannt waren. Die beiden Seile durften nicht zu sehr belastet werden, und der Luftschlauch schon gar nicht.

Erneut zog er dreimal, diesmal noch fester. Auch sonst war Roberto oft nur schwer zu überzeugen.

»Verdammt, ich zieh dich hoch«, rief Stefan dann laut zur Glocke hinunter. Er brüllte beinahe. Sie hatten eine Handkurbel an die

Ruderbank montiert; er legte das Glockenseil auf die Spule und begann, fest zu kurbeln, um die Glocke und damit auch Roberto hoch zu holen.

Unten befestigte Roberto hastig die Sprühdose und den Metall-detektor an der Innenseite der Glocke, bevor sie sich über ihm hob. Schon strömte Wasser unter dem Rand ein und schwappte ihm bis zu den Knien. Höchste Zeit, tief Luft zu holen, unter der Kante durchzutauchen und zurück nach oben zu schwimmen. Aber erst musste er die Werkzeuge sichern.

Stefan kurbelte weiter, weil er wusste, dass er nur so Roberto dazu bewegen konnte nachzugeben und nach oben zu kommen. Wenn er dann wieder zu Atem kommen würde, würde er lautstark zu fluchen beginnen, aber mit seiner hohen Stimme würde er kaum Eindruck machen. Bald sah Stefan das obere Ende der Glocke, und kurz darauf kam Roberto an die Oberfläche, prustete und legte los. Aber er fluchte nicht, sondern johlte siegestrunken: »Ja! Ja!« Gefolgt von: »Ich hab es gefunden! Wir haben es gefunden! Der Detektor! Er hat angeschlagen! Wir haben es gefunden!« Dann schluckte er Wasser und hustete krampfhaft.

»Mein Gott!« Eilig half Stefan Roberto über die Bordwand und machte sich dann daran, die Glocke an Bord zu hieven, während Roberto den Trockenanzug abstreifte. »Wirklich wahr? Er hat Gold angezeigt?«

»Eindeutig. Er ging verdammt schnell. Ich habe dir durch den Luftschlauch zugerufen, hast du das nicht gehört?«

»Nein. Ich glaube, Stimmen tragen nicht besonders weit durch Luftschläuche.«

Roberto lachte. »Ich habe geschrien, Mann. Es war toll. Ich habe die Stelle mit der Sprühdose markiert. Ich weiß nicht, ob das funktioniert, aber wir haben ja auch die Boje da und das GPS. Hexter wird total austicken.«

Als Roberto aus dem Trockenanzug raus war, stellte er sich in seinen nassen Shorts in den Wind und schloss die Augen, während ihn Stefan mit einer Wasserflasche besprühte, die eine ordentliche

Dosis Desinfektionsmittel enthielt. Dann trocknete sich Roberto das Gesicht ab. Das Hafenwasser war oft eine üble Sache und konnte Ausschlag oder Schlimmeres verursachen. Nachdem sich Roberto wieder angezogen hatte, half er Stefan, die Taucherglocke in den Bug zu ziehen. Dann machten sie das Boot von der Unterwasserboje los und tuckerten langsam flussabwärts. Unterwegs redeten sie die ganze Zeit.

»Der Akku ist fast leer«, sagte Stefan. Zum Glück trug sie die Strömung bei Ebbe ohnehin flussabwärts. »Ich hoffe, wir treiben nicht zu den Narrows raus.«

»Was soll's«, erwiderte Roberto. Obwohl es natürlich ziemlich schlecht für sie wäre, durch die Narrows zu treiben. Ihr Akku war ein Mistding, wenn auch besser als der davor. Roberto behielt den Verkehr auf dem East River im Auge; wie immer war viel los. Wenn man sie auf einer Verkehrsspur treibend aufgriff, konnten sie festgenommen und ihr Boot beschlagnahmt werden. Dann würden die Wasserpolizei und andere Beamte und Behörden herausfinden, dass kein Erwachsener die Verantwortung für sie trug – dass sie keine Papiere hatten – nichts. Die Leute um den Madison Square, mit denen sie zu tun hatten, wussten nicht in vollem Umfang über ihre Situation Bescheid, jedenfalls nicht offiziell, und sie würden möglicherweise nicht besonders begeistert sein, wenn man sie um ihre Mithilfe bat, weil Stefan und Roberto sie als »Verantwortungspersonen« genannt hatten. Nein, sie durften einfach nicht angehalten werden.

»Wenn wir zur Stadt rüber rudern, finden wir sicher eine Lade-  
station.«

»Vielleicht.«

»Hey, und außerdem haben wir den Schatz gefunden!«

Stefan nickte und sah Roberto grinsend in die Augen. Sie johlten und schlugen ein. Dann ruderten sie zu der ersten Unterwasserboje, banden die Taucherglocke daran fest und ließen sie seitwärts nach unten, sodass keine Luft hineinkam. Dort würde sie bis zu ihrem nächsten Besuch warten.

